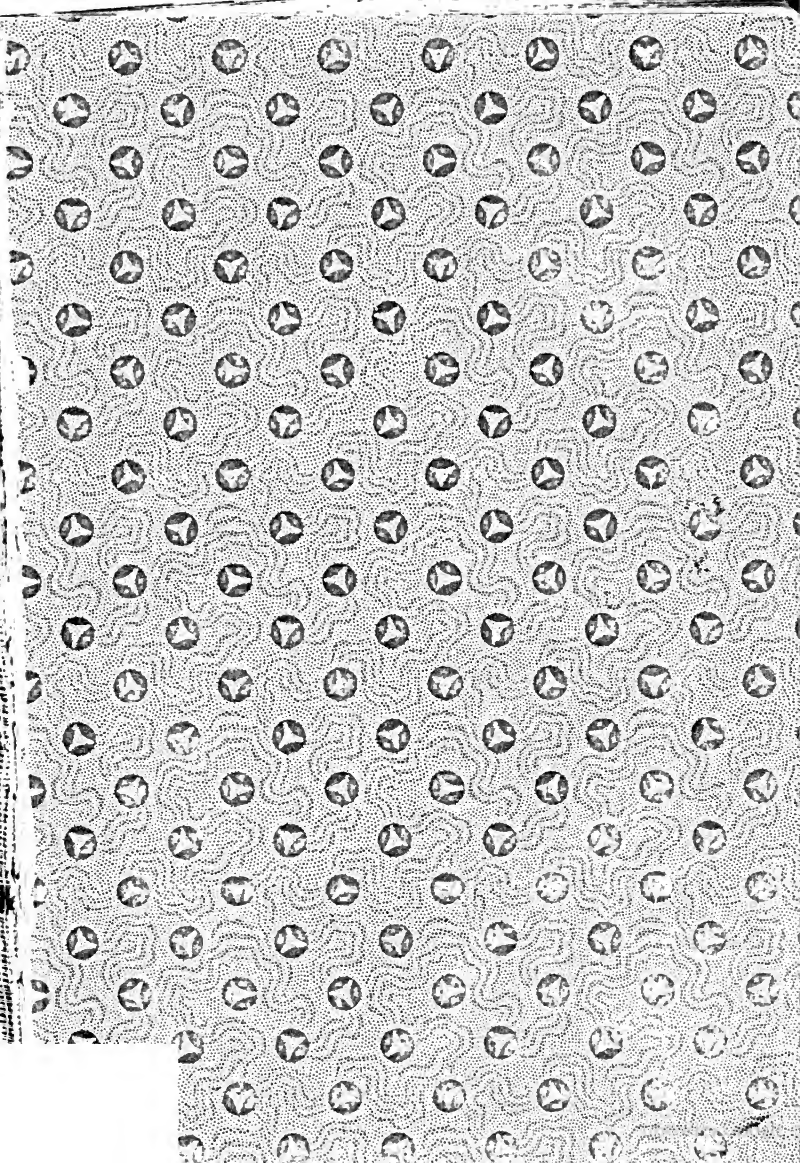
Der Armenpastor

Artur Brausewetter





Arthur Sewett.

Der Armenpastor.

Der Armenpastor

Ein sozialer Roman

von

Arthur Hewett



Dresden und Leipzig
Verlag von Carl Reißner
1899

Druck von H. Klöppel, Gernrode a. H.

Erstes Kapitel.

Der Kommerzienrat stand vom Schreibtische auf.

Er warf die Visitenkarte, die ihm sein Diener soeben überreichte, mit deutlicher Spur des Unwillens auf seine Schreibmappe —

„Ich habe zwar wenig Zeit, aber ich lasse den Herrn bitten."

Der Diener entfernte sich.

Der Kommerzienrat trat ans Fenster, seufzte leise auf und trommelte mit den feinen Fingern auf die Scheiben.

„Diese Überproduktion heutzutage in allen Fächern," brummte er dabei vor sich hin. „Solch eine schwere Stelle, dazu so jämmerlich dotiert. Und ich glaube, das ist schon Numero 50 — Herein!" rief er dann in kurzem, herrischem Ton, als es zaghaft an die Thür klopfte.

Diese öffnete sich. In ihrem Rahmen erschien eine Männergestalt von ansehnlicher Größe und auffallend straffer Haltung.

Schwarz war der Anzug, in den sie gekleidet, schwarz die Binde, die um den hageren Hals geknüpft war, schwarz

die Haare, die über dem bleichen, bartlosen Gesicht zwanglos lagen. Etwas Düsteres, Totes lag auf der ganzen Erscheinung. Dem Kommerzienrat machte sie einen wenig sympathischen Eindruck.

Er bewegte sich mit einer Nachlässigkeit, die nicht affektiert war, dem Besucher entgegen.

„Ich bitte,“ sagte er und wies auf einen Sessel. „Womit kann ich dienen?“

„Ich bewerbe mich um die Diakonatsstelle an St. Elisabeth — ich hatte nicht vor, Besuche zu machen —, man sagte mir aber, daß eine persönliche Vorstellung bei Ihnen unerläßlich sei.“

Es lag etwas Selbstbewußtes in der Art, in welcher der Fremde sprach. Der Kommerzienrat war noch weniger angenehm berührt. Die anderen Herren, die in derselben Angelegenheit zu ihm gekommen waren, hatten einen Ton angeschlagen, der ihm lieber war, als diese kurze, fast vornehme Sprechweise.

Er kreuzte die Arme über der Brust.

„Ihr Name?“ fragte er kühl.

„Richard Werder,“ sagte der andere.

„Und was sind Sie?“

„Ich erlaubte mir, Ihnen meine Karte hineinzusenden.“

„Ganz recht. Aber bei den vielen Besuchen, die ich in dieser Angelegenheit bekomme, lese ich all' die Karten nicht so genau — doch Sie gestatten!“

Er nahm die Visitenkarte, kniff das Auge ein wenig zusammen und legte sie dann wieder beiseite.

„Hilfsprediger des Gefängnisses in B . . .“

Er gab sich nicht einmal die Mühe, die Geringschätzung zu unterdrücken, die aus diesen Worten sprach.

„Wie lange sind Sie in dieser armseligen Stellung?“

„Seit meiner Ordination — sieben Jahre!“

„So lange — hm hm und haben nie etwas Besseres bekommen können?“

„Nie etwas Besseres bekommen wollen, Herr Kommerzienrat,“ sagte der andere schnell und lebhaft. „Ich bin glücklich in dieser armseligen Stellung gewesen.“

„Warum verlassen Sie denn Ihr Amt?“

„Weil an Stelle des ersten Geistlichen am Gefängnis, der ein alter Mann war und mir unbegrenzte Thätigkeit ließ, ein jüngerer Pastor berufen ist, der, von hoher Begabung und warmem Eifer für sein Amt, allein seinen Posten ausfüllt, weil man seitens der Direktion meine seelsorgerischen Einwirkungen auf die Gefangenen beschränkt, weil ich wirken muß und dort nicht wirken kann.“

„Und Sie hoffen, hier ein geeigneteres Wirkungsfeld zu finden?“

„Ich hoffe es.“

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen,“ sagte der Kommerzienrat. „Die zweite Stelle an St. Elisabeth ist eine untergeordnete. Der Superintendent, ein mir sehr befreun-

deter Mann, hat einen großen Anhang unter den streng gerichteten Bewohnern unserer Stadt, und sie bilden sich aus den ersten Kreisen — dazu kommt der Landadel der Umgegend — Ihnen würden die kleinen Familien, vor allem die Arbeiter bleiben —"

„Die gerade suche ich."

„Und daß ich es Ihnen gleich sage — Ihre Stelle ist sehr schwer. Alle Ihre Vorgänger sind nach kurzer Zeit wieder gegangen. So klein unsere Stadt ist, sie ist ein bedeutender Fabrikort. Ich selber beschäftige mehrere hundert Arbeiter — es giebt aber in der Nähe noch größere Fabriken als die meinen. Das Gift der sozialen Strömung hat auch diese Kreise ergriffen. Wir brauchen in dieser Zeit, in dieser Stadt nichts so notwendig, als die Religion. Eine strenge Religion. Und einen strengen, einen eisernen Mann, der sie verkündet mit ihren Segnungen, aber auch — mit ihrer Furcht."

Der Kommerzienrat hatte kühl und geschäftsmäßig gesprochen ohne jeden Anflug von Erregung. Er schien zu erwarten, daß der Fremde sich zum Aufbruch anschicken würde. Aber was war das?

Wie gebannt blieb sein Auge an der Erscheinung des jungen Pastors haften, der sich in dem Sessel in die Höhe gerichtet hatte. Der Kopf, den er bis dahin zur Erde gebeugt hatte, war mit einem Rucke in die Höhe geschnellt. Zum erstenmale blickte der Kommerzienrat seinem vis-à-vis

in das Antlitz, und die Züge, die ihm aus diesem entgegenschauten, ließen ihn nicht mehr frei.

Das war nicht mehr das tote, marmorkalte Antlitz, das er bei der Begrüßung flüchtig gestreift — in diesen Zügen, die ihm durch die Kunst eines Augenblicks wie umgewandelt erschienen, lebte und bewegte sich alles. Alles war Kraft und alles ein einziges, männliches Feuer. Es zuckte aus der leidenschaftlichen Bewegung des Mundes, der ein sich hevordrängendes Wort mühsam bannte, es loderte aus den dunklen, ernsten Augen in heiß emporschlagenden Flammen, es brannte aus einer kleinen, länglichen Narbe über der linken Augenbraue, die sich mit einem Male feuerrot färbte und gar wunderbar über dem schmalen Antlitz emporleuchtete, das seine bleiche Farbe unverändert auch in dieser Erregung behalten hatte.

Und fort von diesem Antlitz glitt jetzt das kalte, graue Auge des Kommerzienrats, hinweg über die muskulöse Gestalt, zu den beiden Händen, die sich auf die niedrigen gepolsterten Armlehnen des Sessels stemmten, als wollten sie diese in den Boden strecken — aus dieser Erscheinung, diesen Händen sprach zu ihm dieselbe männliche Kraft, dasselbe heiße Wollen wie aus dem erregten Antlitz.

Er stand auf und holte tief Atem.

Ein Augenblick hatte seine ganze Meinung und Menschenkenntnis über den Haufen geworfen.

Dieser Pastor war sein Mann! Den konnte er brauchen!

So wie er ihn jetzt vor sich sah, mußte er den Arbeitern imponieren, war er wie geschaffen für die schwere Stelle, der alle seine Vorgänger nicht gewachsen waren.

Er wehrte eine Bewegung ab, mit der sein Gegenüber sich jetzt erheben wollte, und zwang ihn in seinen Sessel zurück.

„Nein, nein — bleiben Sie, lieber Herr Pastor," sagte er verbindlich, und in dem Tone, den er jetzt anschlug, behielt das leutselige Wohlwollen die Oberhand, „sehen Sie, gerade die Besetzung dieser zweiten Stelle ist mir und einigen sehr einflußreichen Freunden im Kirchenrathe von der größten Bedeutung. Wir glauben eben noch an die Macht der Religion, an die Erziehung durch die Kirche. Wir sehen in der christlichen Religion die einzige Waffe gegen die Mächte der Unzufriedenheit und Auflehnung.

Was hätte auch so mancher arme Teufel von Arbeiter, wenn man ihm nicht in einem besseren Jenseits den Ersatz gäbe für sein miserables Diesseits?!

Ob wir Gebildeten die Religion so notwendig brauchen?! Du mein lieber Gott! Nicht als ob ich unkirchlich wäre! Ich gehe an den großen Festtagen in die Kirche — Totenfest gehe ich zum heiligen Abendmahl — ich thue es zur Erinnerung an meine Frau, die darauf hielt und vor langen Jahren starb — im übrigen des guten Beispiels wegen. Doch mit den Arbeitern, mit den Armen, deren es genug in dieser Stadt giebt, und heillose Leute darunter,

sage ich Ihnen, ist es etwas anderes. Die brauchen die Religion wie das tägliche Brot. Und den Mann, der es ihnen reichen soll, den habe ich gefunden. Der sind Sie, Herr Pastor! Sie sind jung genug für diese Stelle und doch nicht zu jung. Vor allem aber Sie sind sieben Jahre Gefängnisprediger gewesen. Sie kennen die Menschen. Sie werden mit ihnen umzugehen wissen. Lassen Sie gut sein — meine Stimme haben Sie, und ich glaube nicht zu viel zu versprechen, wenn ich sage: Ihre Wahl ist damit so gut wie gesichert!"

„Nein, Sie versprechen zu viel, Herr Kommerzienrat!"

Richard Werder hatte sich erhoben. Er stand hoch aufgerichtet vor dem Kommerzienrat.

Die eisige Ruhe lag wieder auf seinem energischen Antlitz — nur der schwache Streifen auf der weißen hohen Stirn glühte noch, aber sein Rot war matter geworden, wie ein verlöschendes Feuer.

„Oho," rief der Kommerzienrat. „Warum sollte ich mehr versprochen haben, als ich zu halten vermöchte?"

„Herr Kommerzienrat — in dieser Stunde, da Sie mir Ihr Wohlwollen, ja Ihren ganzen Einfluß für meine Wahl versprechen, wäre Schweigen unverzeihliche Sünde. Ich will klar und offen zu Ihnen sprechen. Ich danke Ihnen, aber ich bin der Mann nicht, den Sie brauchen können. Sie würden sich selbst, Ihr ganzes Prinzip betrügen, wenn Sie mir Ihre Stimme schenkten."

„Wieso?“ fragte der Kommerzienrat etwas kleinlaut.

„Weil ich der Religion nicht diene, deren Ideal Sie mir eben so beredt entworfen, weil mir mein Amt zu ernst und heilig ist, um es in den Knechtsdienst irgendwelchen Nutzens oder gar des Kapitals zu stellen. Ich verkünde nicht ein Christentum, welches, von den Gebildeten als überflüssiger Ballast einer veralteten Zeit beiseite geworfen, gerade gut genug ist, um die Armen zu schrecken oder ihnen einen Wechsel auf den Himmel auszustellen. Ich bin der Diener einer Botschaft, die Frieden bringt und Seligkeit allen — den Reichen wie den Armen in gleicher Weise, ja welche die Armen noch freundlicher und hingebender suchen soll, als die Reichen, weil sie es mehr bedürfen —“

„So — so,“ sagte der Kommerzienrat sehr gedehnt und kühl, und fast mitleidig setzte er hinzu:

„Sie sind noch jung, mein lieber Herr Pastor — wir brauchen hier einen Mann, der Lebenserfahrungen gemacht hat. Über kurz oder lang werden Sie sich doch zu meinen Ansichten bekehren. Heute freilich würde eine Stelle, wie die unsere, nichts für Sie sein. Darum gebe ich Ihnen recht, wenn Sie unter diesen Umständen auf eine Bewerbung verzichten —“

„Ich erinnere mich nicht, dergleichen gesagt zu haben.“

Es war ein langer, erstaunter Blick, mit dem der Kommerzienrat sein Gegenüber maß.

„Wie — Sie wollten ohne meine Zustimmung, ja

mit dem Bewußtsein, daß ich ein ausgesprochener Gegner Ihrer Kandidatur bin, dieselbe aufrecht erhalten?"

„Allerdings — das will ich!"

Ein leiser Anflug von Trotz sprach aus den dunklen Augen, die mit unerschütterlicher Ruhe dem erzürnten Blicke des Kommerzienrats begegneten.

„In Gottes Namen — aber verlassen Sie sich darauf — Sie machen sich sehr vergebliche Mühe."

„Den Erfolg überlasse ich einem anderen."

„Gut," sagte der Kommerzienrat, „so thun Sie, was Sie nicht lassen können."

Er schien nicht zu bemerken, daß Richard Werder ihm die Hand zum Abschied entgegen reichte. So nahm dieser seinen Hut und wollte gehen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, Werder gegenüber stand ein junges Mädchen, das höchstens sechszehn Jahre zählen konnte. Eine zarte, elastische Gestalt, ein Antlitz mit lieben, weichen Kinderzügen, die einen seltsamen Reiz erhielten durch den Hauch von Ernst und Reife, der sie vergeistigte, ohne ihnen den Zauber der Kindlichkeit zu nehmen — zwei Augen, die schüchtern und fragend zugleich aus dem bleichen Antlitz in die Welt schauten, als wollten sie ihre Rätsel ergründen, und dann wieder so ruhig und zuversichtlich blickten, als hätten sie all diese Fragen und Rätsel längst gelöst in reiner unberührter Seele.

So trat sie in das Zimmer wie ein Bote des Friedens und der Versöhnung, so prägte sich ihre Erscheinung dem jungen Pastor ein, unvergeßlich für alle Zeiten.

Der Kommerzienrat nahm von dem sich Verabschiedenden nicht die geringste Notiz mehr — aber seiner Tochter war die dunkle, strenge Gestalt aufgefallen.

„Wer war der Herr, der eben von Dir ging?“ fragte sie, sowie sich hinter dem Besucher die Thür geschlossen.

„Nichts, mein Kind,“ erwiderte der Kommerzienrat ein wenig verdrießlich, „ein geschäftlicher Besuch — ein Prediger, der sich um die hiesige Stelle bewirbt —“

„Ein Prediger — und Du warst so wenig freundlich zu ihm?“

„Ich?“ fragte der Kommerzienrat lächelnd — „weshalb?“

„Er sah so ernst aus, so —“

Sie stockte — einen Augenblick weilte ihr Antlitz sinnend in kindlichem Ernst auf dem Boden — dann leuchtete es hell auf.

„Vater!“ rief sie mit einem Male, „den werdet Ihr wählen, dann werden wir endlich einmal einen Prediger haben!“

„Endlich einmal einen Prediger?! — Du kleiner Narr, schlage Dir Deine Grillen aus dem Kopfe — den werden wir nicht wählen. Das ist kein Prediger für uns.

Doch nun mach' Dich fertig, mein Herz, das Konzert muß gleich beginnen, und der Wagen ist schon vorgefahren."

„Ach — diese vielen Konzerte!" seufzte die Kleine leise.

Da öffnete sich wieder die Thür. Ein älterer Herr, vielleicht in der Mitte der Fünfzig, trat herein. Eine hagere Erscheinung, ein schmaler, spitzer Kopf, der sich aus der steifen weißen Halsbinde in strenger Gravität emporreckte — über der dünnen, scharfgezeichneten Adlernase ein Paar grauer, kalter aber kluger Augen.

„Guten Tag, mein lieber Herr Superintendent," begrüßte ihn der Kommerzienrat. „Begleiten Sie uns in das Konzert?"

„Ich bedaure. Für derartiges sind meine Abende zu kurz. Ich muß heute abend noch in eine Versammlung und zwei Konferenzen. Guten Tag, Else! Ei, ei, schon wieder auf der Eisbahn gewesen?"

„Du solltest doch nicht soviel Schlittschuh laufen, mein Herz. Der Sanitätsrat hat es Dir auf das strengste verboten," warf der Kommerzienrat mit Besorgnis ein.

„Ich thue es ja auch so selten, Vater, nur um ein bißchen in der Übung zu bleiben, wenn Grete wiederkommt."

„Wie geht es denn Fräulein Grete?" fragte der Superintendent.

„Wie sollte es ihr besser gehen können?" erwiderte der Kommerzienrat. „Berlin — das große Haus, das

mein Schwager macht, jeden Tag Konzert oder Gesellschaft, da ist sie ganz in ihrem Element und vergißt das Wiederkommen."

„Sie neigt zu sehr zu solchen Vergnügungen — es ist schade um sie," sagte der Superintendent sehr ernst.

Eine kleine Pause entstand in dem Gespräch.

„A propos," sagte dann der Kommerzienrat, ich habe Besuch gehabt, lieber Herr Superintendent. Nr. 50!"

„Nun?!"

„Ein toller Heiliger. Hielt mir hier lange Vorträge! Das alte Thema, daß ein Kamel leichter durchs Nadelöhr gehen könne, als ein Reicher ins Himmelreich kommen! Die Armen sucht er — Armenpastor will er sein. Meine Arbeiter —"

„Aha," lächelte der Superintendent etwas bitter, „er gehört zur neuesten Richtung. Er kokettiert mit den Armen."

„Kokettiert?! — nein, so sah der Mann nicht aus. Sie unterschätzen ihn. Fanatiker ist er, wie ich selten einen gesehen, vom Kopf bis zur Sohle —"

„Gott bewahre uns," rief der Superintendent, „ein Vertreter jener neuesten Strömung unter unseren Pastoren, der sozialen, die sich heute so breit machen und Unheil schaffen, wohin sie kommen! Diese Armenpastoren! — Nein, Herr Kommerzienrat. Den können wir hier nicht brauchen!"

„Ich sagte ihm auch, er möge nur noch weitere sieben Jahre um seine Gefangenen freien."

„Was?! — Den Gefängnisprediger meinen Sie — den Dingsda — wie heißt er gerade — den —“

„Werder.“

„Richtig. Werder aus Bernau. Um Gotteswillen, lieber Herr Kommerzienrat. Nur den nicht. Ich kenne ihn. Bevor er ins Gefängnis ging, verwaltete er ein Jahr lang eine Pfarrstelle beim Grafen Türck — ganz in der Nähe hier. Er wollte ihn zwingen, neue Wohnhäuser für seine Arbeiter zu bauen. Es gab Krieg zwischen ihm und allen adeligen Besitzern bis aufs Messer. Aber die Arbeiter, die kleinen Leute vergötterten ihn — bis das Konsistorium ihn abrief und ins Gefängnis schickte. Und dahin gehört er auch. Nur hier nicht her. Der wühlt Ihnen die ganze Gemeinde auf!“

„Seien Sie ganz ruhig, lieber Herr Superintendent, den kriegen Sie auch nicht.“

„Nein,“ sagte der Superintendent sehr entschieden, „ich bin nicht ganz ruhig — der Mann übt überall seine Anziehung — man interessiert sich auch hier sehr für ihn.“

„Wer?“

„Der Stephan und sein ganzer Anhang.“

„Die Krämer!“ warf der Kommerzienrat sehr verächtlich dazwischen.

„Sie haben den Einfluß dieser kleinen Leute bis jetzt immer unterschätzt, lieber Herr Kommerzienrat; die haben ihren eigenen Kopf und einen sehr harten dazu!“

„Hilft ihnen alles nichts — den Mann kriegen sie nie. Doch komm', Else, wir müssen gehen."

Sie waren am Wagen angelangt. Der Kommerzienrat und Else stiegen ein. Der Wagen rollte in die dunkle Nacht hinaus. Der Superintendent aber wandte sich von der außerhalb der Stadt gelegenen Villa in tiefem Nachdenken dieser selber zu.

Am nächsten Tage fand die Sitzung der vereinten Gemeinde-Organe statt.

Aus den Bewerbern um die Diakonatsstelle an St. Elisabeth, welche die Zahl 50 noch überstiegen, wurden nach längerer Beratung die drei durch ihre Zeugnisse und Empfehlungen am meisten Ausgezeichneten auserwählt, und der Superintendent beauftragt, sie zur Abhaltung einer Probepredigt aufzufordern.

Werder war nicht unter diesen dreien. Sein Name, sein Gesuch war nicht einmal erwähnt.

Der Kommerzienrat lächelte dem Superintendenten vielsagend zu.

„Die Tagesordnung wäre damit erledigt," sagte der Superintendent, „wir könnten die Sitzung schließen, wenn nicht einer von den Herren —"

„Ich bitte ums Wort!" ließ es sich aus einer der hinteren Reihen vernehmen.

„Herr Malermeister Stephan hat das Wort."

„Ich wollte mir man bloß die Anfrage gestatten, ob sich unter den Bewerbungen nicht eine von einem Prediger Werder befindet —“

„Ja wohl,“ erwiderte der Superintendent. „Diese Bewerbung ist bei mir aber erst eingegangen, nachdem der für solche festgesetzte Termin abgelaufen war. Deshalb habe ich sie auch der Kommission nicht mehr vorlegen können.“

„Doch die Bewerbung liegt formell vor?“ fragte der Malermeister mit seiner breiten, ruhigen Stimme.

„Hier ist sie,“ sagte der Superintendent und reichte dem Sprecher das kurzgefaßte Schriftstück.

„So beantrage ich, daß Herr Pastor Werder als vierter zur Probepredigt eingeladen wird.“

Der Kommerzienrat rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Wünscht einer von den Herren zu dem eben gestellten Antrag das Wort? — Herr Kommerzienrat, ich bitte.“

Der Kommerzienrat erhob sich.

„Meine Herren!“ begann er, und durch die sonst so sichere Stimme klang heute eine merkbare Erregung, „nicht davon will ich sprechen, daß diese Bewerbung ebenso verspätet gestellt ist, wie der Antrag des Herrn Stephan. Eins nur lassen Sie mich zu dieser ehrenwerten Versammlung sagen. Meine Herren, Sie haben mir das Ver-

trauen geschenkt, im Vereine mit dem Herrn Superintendenten die eingehenden Bewerbungen zu prüfen, mit den Kandidaten selber zu sprechen. Ich habe mit niemand so eingehend gesprochen, wie mit Herrn Prediger Werder. Ich hätte über diese Unterredung geschwiegen. Jetzt aber, wo sein Name genannt, seine Wahl für unsere Elisabeth-Kirche vorgeschlagen wird — jetzt muß ich offen sprechen. Meine Herren! Keiner von allen Bewerbern hat einen so unsympathischen Eindruck auf mich gemacht, wie dieser. Er ist Fanatiker durch und durch. Ein Mann, der seine feste Stellung quittieren mußte, weil er in hochmütigster Weise, alle Schranken seines Amtes vergessend, gegen die angesehensten Männer vorging und in eine friedliche Gemeinde Haß und Zwietracht und Neid brachte — ein Mann, der dann sieben Jahre lang als Gefängnisprediger im täglichen Verkehr mit dem Auswurf der Gesellschaft jede Art des Umganges mit normal fühlenden Menschen verlernte — ein Mann, dessen ganzes Wesen und Auftreten dazu angethan ist, in unsere liebe Elisabethgemeinde Unfriede und Aufruhr zu tragen. Meine Herren — in Ihre sorgenden Hände ist das Wohl dieser Gemeinde gelegt und ihr Wehe. Wollen Sie, daß unserem kirchlichen Leben hier sein wohlthuender Friede erhalten bleibe, wie er unter der segensvollen Leitung unseres Herrn Superintendenten so schöne Blüten treibt, dann bitte ich zuerst unseren Freund, Herrn Stephan, seinen Antrag zurückzunehmen."

„Ich bedaure," sagte Herr Stephan trocken, „meinen Antrag aufrecht halten zu müssen. Ich bitte den Herrn Vorsitzenden, über ihn abzustimmen."

„Wer von den Herren für den Antrag ist, der erhebe die rechte Hand," sagte der Superintendent.

Er zählte die erhobenen Hände — eifrig zählte die Versammlung mit.

„Eine Stimme Majorität!" rief Herr Stephan, „Herr Prediger Werder wird als Vierter gehört."

Und Richard Werder wurde als Vierter gehört.

Seine drei Vorgänger hatten mit allen Mitteln gelockt und gerührt. Er lockte und rührte nicht. Die Kirche war zu seiner Gastpredigt gedrängt voll wie nie zuvor. Der Gefängnisprediger mußte einen eigentümlichen Reiz auf die Gemeinde üben. Als er die Kanzel bestieg, ging ein Zeichen des Einverständnisses von Auge zu Auge. So hatte man ihn sich gedacht. Diese strengen, fast finsteren Züge in dem bleichen Antlitz, diese gebietende Ruhe in den dunklen leuchtenden Augen, diese hoheitsvolle Gestalt!

Er predigte über das Wort des Herrn: „Ihr seid das Salz der Erde —", das er seinen Jüngern sagt. Er wies darauf hin, wie die Zeit zu Ende sei, wo der Prediger in seiner Studierstube sich hinter dogmatischen Studien vergraben dürfe, wie ihm jetzt in der heiß pulsierenden Gegenwart des Kampfes und der Zerklüftung so recht seine Aufgabe gezeigt sei, mitten hinein in die Strömungen des Tages

zu treten, der Zeit an den hämmernden Pulsschlag zu fassen und überall hin als die heilende Salbe das Evangelium des Friedens und der Versöhnung zu tragen. Und als die Gewalt des Gegenstandes ihn willenlos fortriß, die eiserne Ruhe aus dem strengen Antlitz wich und seine Stimme immer markvoller und bewegender das große Gotteshaus erfüllte — da ging wieder ein Zeichen des Einverständnisses von Auge zu Auge, aber das sagte sich: So haben wir ihn uns nicht gedacht! Da ahnte der Kommerzienrat mit richtigem Instinkt, daß ihm in dieser schwarzen Gestalt ein Gegner erstehen könnte, der ihm ebenbürtig in schwerem Kampfe gegenübertreten würde.

Auf eine aber hatte diese Predigt tiefer gewirkt, als auf alle anderen. Das war die junge Tochter des Kommerzienrats.

Die Vorbereitungen zur Wahl wurden getroffen. Der Kommerzienrat bot seinen ganzen Einfluß auf. Der Tag der Entscheidung kam, und mit einer Majorität, die man kaum für möglich gehalten, wurde der Gefängnisgeistliche zum Diakonus an St. Elisabeth gewählt.

Zweites Kapitel.

Kommerzienrat Wolters ging mit großen Schritten über den weichen Teppich des Wohnzimmers. Else saß mit einer Handarbeit beschäftigt an ihrem Nähtisch, und durch die sonst klaren Augen schimmerte der Wiederschein einer schmerzlichen Erregung.

„Du weißt, liebe Else," sagte der Kommerzienrat mit seiner lauten Stimme, die, sowie er aufgeregt war, einen eigentümlich harten Klang hatte, „wie schwer es mir geworden ist, Dich zu dem Pastor Werder in den Konfirmanden-Unterricht zu schicken. Der Superintendent ist ein alter Freund unsers Hauses, er steht mir nahe wie kein anderer — aber ich habe mich Deinen Wünschen gefügt, ich habe meine persönliche — nun ja, Du weißt es ja doch — meine persönliche Antipathie gegen diesen jungen Eiferer unterdrückt — aus Liebe gegen Dich!

Aber — jetzt — diese Teilnahme an allen erdenklichen Bestrebungen, die nichts bezwecken, als den kleinen Leuten den Kopf zu verdrehen, diese ewigen Arbeiten für alle möglichen Weihnachtsbescherungen, die Gift sind für

Deinen schwächlichen Körper, diese unvorsichtige und sehr überflüssige Kourmacherei der Armen — ich kann sie nicht billigen, ich wünsche nicht, daß meine Tochter sich an ihnen beteiligt. Sage es Deinem Herrn Pastor: ich wünsche es nicht!“

„Er meint, die Armut wäre bei uns besonders groß,“ warf Else sehr schüchtern ein.

„So?!“ rief der Kommerzienrat sehr zornig, und auf der gewölbten weißen Stirn schwoll eine dunkle Ader an, „das sagt er! Nun, er wird der letzte sein, der es ändert, er —“

Er sprach nicht weiter — er sah es feucht glänzen in den Augen seiner Tochter, merkte es an dem herben Zucken, das um ihren Mund spielte, wie schwer seine Worte sie getroffen.

Er wollte sie nicht kränken. Sie war der Liebling, das Sorgenkind seiner ihm zu früh entrissenen Gattin gewesen — auf sie hatte die Sterbende ihn noch im letzten Augenblicke gewiesen.

Lebendiger als je zog in diesem Augenblick das Gedächtnis an die Verstorbene durch seine Seele.

Er hatte sie geliebt — emporgesehen hatte er zu ihr wie nie zu einem andern Menschen — aber innerlich nahe war er ihr nie getreten — eine zu tiefe Kluft trennte sie beide.

Sie waren so ganz verschieden geartet — er praktisch,

thätig, dabei sehr heiter und dem Genusse zugeneigt, wo er sich ihm zur Erholung nur irgend bot — sie ernst, sinnig und von einer tief innerlichen Frömmigkeit, die ihm wie ein Heiligtum erschien, in das er nie treten konnte, das seiner Richtung und Natur für immer verschlossen blieb, und das ihm um so verehrungswürdiger war.

Er hatte sich bemüht, ihr wenigstens äußerlich gleich zu werden, er begleitete sie in die Kirche, ja zum Abendmahl, er wurde die Säule des Gemeinde-Kirchenrats, er versäumte nie eine Sitzung oder Versammlung — aber ihrer tiefen und stillen Frömmigkeit gegenüber war die seine nur Staffage.

Er fühlte es — er litt darunter — aber er konnte es nicht ändern.

Als aber seine Gattin starb — still und ergeben und freudig, wie sie gelebt, als sie von ihm Abschied nahm, ohne Thränen, ohne Angst — da wurde sie ihm zur Heiligen.

Als eine Heilige lebte sie fort in seinem Herzen — er hatte nie daran gedacht, eine andere an ihre Stelle zu setzen —

Ihrer Leiblichkeit entkleidet schwebte sie über seinem Leben und Streben wie ein verklärter Geist — freilich jetzt erst recht unnahbar — ohne in ihm und mit ihm zu leben.

Und wunderbar — nun sah er sie gleichsam wieder auferstehen und aufleben in seiner jüngeren Tochter.

Das waren nicht nur dieselben bleichen, mädchenhaften Züge, in denen verräterisch der leise Keim derselben Krankheit sich regte, dieselben zarten Formen des Gesichts und der schlanken Gestalt — es war derselbe sinnende Ernst, dieselbe streng verschlossene Innerlichkeit und dieselbe stille und tiefe Frömmigkeit.

Und unverständlich, wie seiner innersten Natur seine Frau geblieben, war ihm seine Tochter.

Nur daß er nicht ein solches Maß von Liebe für sie hegte, wie für die Verstorbene, daß die Zuneigung zu diesem Kind von Anfang an mehr diktiert war von der Verehrung für die Mutter, von dem heiligen Versprechen, das er ihr gegeben.

Und es war ihm leicht geworden, sein Versprechen zu erfüllen, leicht, so verschieden Elsens Charakter von dem seinen war, bis — nun ja, bis der Mann zwischen sie beide trat, der all die verborgenen schlummernden Regungen in dem Herzen dieses Mädchens zum Leben rief, der einen Einfluß, eine Gewalt auf sie übte, wie er es nie gekonnt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch immer ging Kommerzienrat Wolters in seinen Gedanken mißmutig versunken in dem großen Zimmer auf und ab — noch immer saß Else, den ihren nachhängend, über den großen, dicken Shawl gebeugt, den sie für ein armes Kind zu Weihnachten häkelte.

Dieser Mann! Acht Wochen wirkte er jetzt in der Gemeinde. Und wie viel Verdruß, wie viel Reibereien

mit seinen Arbeitern glaubte er ihm allein zu verdanken. Das alles hatte er in seinem Innern mit stillem Ingrimm begraben, ohne seiner Abneigung gegen diesen Pastor je seiner Tochter gegenüber Ausdruck zu geben, bis er den Unfrieden ihm ins eigene Haus, in das Herz seiner Familie trug, und es zu Ende war mit all der mühsamen Beherrschung.

War er der Herr über sein Kind oder dieser fremde, herrschsüchtige Pastor?

Er dachte nicht daran, daß Else ihm nie sonderlich nahe gestanden, er zürnte nur, daß dieser Mann sie ihm entfremdet.

„Ich habe es gewußt von Anfang an, als er mir gegenüberstand hier in demselben Zimmer — aber es wird schlimmer kommen, als ich je gefürchtet —“

Er war an das Fenster getreten. Vom Himmel wirbelten die dichten weißen Schneeflocken, Schlitten fuhren hell läutend über die hartgefrorene Bahn — die Menschen eilten schnell an einander vorüber; eine grimmige Kälte herrschte draußen.

Um so behaglicher brannte in dem großen Kamin das knisternde Feuer.

Ja, dachte der Kommerzienrat bei sich — wenn sie wie ihre Schwester wäre, wie Margarete! Wie verschieden doch von Grund aus die Kinder derselben Eltern sein können!

Diese Magarete, dieses frische anmutige Kind, das so weit entfernt war von jeder Sentimentalität und Kränklichkeit, diese starke und ihrer Kraft sich bewußte Natur,

die das schnell entrinnende Leben zu halten und zu formen wußte, wie es ihren Zwecken, ihrer Lust gefiel, die jede Stunde auszukaufen wußte und zu genießen in heiterer, grillenloser Freude — das war ein anderes Mädchen, als die kleine grübelnde Else, das war seine Tochter, geformt aus demselben Stoffe wie er, besaitet mit denselben starken, widerstandsfähigen Nerven, die er besaß.

Und diese Margarete! Zehn Wochen war sie jetzt in Berlin im Hause des reichen Schwagers, und jeder Brief erzählte nur von all den Freuden, die sie dort hatte, und keiner sprach von ihrer Heimkehr, ja nicht einer von einer Ahnung von Sehnsucht, die sie nach Hause empfand.

Aber freilich — so etwas zu schreiben war nicht ihre Art. Sowie sie Heimweh fühlte, würde sie kommen, das wußte der Kommerzienrat. Sie mußte kommen! Ihr Vater fing an sie zu entbehren!

„Du hast auch seit langer Zeit nichts von Greten gehört?“ wandte er sich plötzlich an seine Tochter.

„Nein,“ erwiderte Else traurig, „seit vierzehn Tagen gar nichts —“ Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf.

Er war an den Schreibtisch getreten — er setzte die begonnene Korrespondenz fort — hörbar raschelte die harte Feder über das Papier.

Else blieb stumm und in sich versunken, nur das Feuer in dem Kamin prasselte immer lustiger und lauter.

Mit einem Male — der Kommerzienrat horchte auf — auch Else ließ die Arbeit für eine Sekunde ruhen — klang von draußen das helle Geläut eines Schlittens, nicht von der fernen Straße her, wie die anderen, nein, näher, immer näher die kleine Rampe empor, die zur Villa heraufführte, und nun hart an dieser verstummend.

Ein Besuch — wer konnte es jetzt sein?

Ein eilender Schritt flog die Treppe empor — ein bekannter, stürmender Schritt — der Kommerzienrat hatte sich schnell vom Schreibtisch erhoben, als auch schon die große Flügelthür weit geöffnet wurde, und in ihrem Rahmen die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens sichtbar wurde.

„Margarete!“ rief Else aufjubelnd und flog in die Arme der Schwester, die sie herzlich küßte, und dann, aus ihrer Umarmung sich befreiend, dem Kommerzienrat entgegeneilte.

„Mein Vater, mein lieber guter Vater!“

Um ihre Schultern hing noch immer der große blaugefütterte Pelzmantel — tief in das rotgefärbte Antlitz hinein senkte sich das schwarze Pelzbarett; aber unter ihm leuchteten und funkelten die großen blauen Augen in Freude und Glück.

„So schnell habt Ihr mich nicht erwartet, nicht wahr? Noch gestern hatte ich mich hingesetzt, an Euch zu schreiben das ganze Programm für die nächste Zeit. Aber gerade gestern — auf einem Balle draußen im Kasino — sehe

ich so einen kleinen Backfisch, der zum erstenmale tanzt und an seiner Seite einen zärtlichen, ritterlichen Vater.

Und die beiden sehen aus wie Ihr, wie Du, meine kleine Else, und der Papa!

Und ich muß sie immer wieder ansehen und immer wieder an Euch denken. Und den ganzen Abend geht das so weiter, und die Nacht hindurch träume ich von weiter nichts, als daß es Euch gar nicht gut geht, und meine kleine Else krank ist, und der gute Papa viel Sorge und Verdruß hat. Und als ich am Morgen aufwache — da konnten sie reden und bitten wie sie wollten — alle Gesellschaften und Bälle waren mir mit einem Male ganz gleichgiltig geworden, so sehr ich mich auf sie gefreut — und nur ein Wunsch, nur ein Gedanke lebte in mir: Nach Hause — zu Euch!

Und da bin ich! Und wie schön es hier ist und wie behaglich bei Euch — tausendmal schöner, als in Berlin, und wie glücklich wir zusammen leben wollen, nicht wahr?!"

Mit einer schnellen Bewegung hatte sie den schweren Mantel von der Schulter geworfen und vom Kopfe das Barett genommen.

Flüchtig ordnete sie vor dem Pfeilerspiegel Haare und Kleidung.

Else war ihr behilflich — ihr braunes Auge hing mit bewunderndem Blicke an der schönen Erscheinung der Schwester.

Und in der That — es lag etwas seltsam Anziehendes in dieser blühenden, schlank gewachsenen Erscheinung, deren eben ausgereifte Formen in dem einfachen Reisekleid zu um so schönerer Wirkung kamen — etwas seltsam Anziehendes in dem ovalen, zartgeschnittenen Antlitz, in dem sich mädchenhafte Lieblichkeit mit dem Zuge einer reifen, selbstbewußten Energie wundersam einten.

Sie war mit ihrer Toilette bald fertig.

„Weißt Du übrigens, kleine Else," wandte sie sich zu ihrer Schwester und strich ihr zärtlich über die gescheitelten Haare, „weißt Du, daß Du mir gar nicht gefällst?! Du siehst bleicher aus, als damals bei meiner Abreise. Ich glaube, Du denkst noch immer zu viel nach. — Höre, Papa, jetzt habe ich es! Wir wollen die kleine Else nach Berlin zum Onkel schicken. Das wird etwas für sie sein! Nein, das Leben dort! Davon könnt Ihr Euch überhaupt gar keinen Begriff machen! Herrlich, sage ich Euch! Da weiß man doch, daß man jung ist, und wozu man auf der Welt da ist! So habe ich mich noch nie amüsiert — so von Herzen froh bin ich nirgends gewesen! Und da muß die kleine Else hin — das wird die einzige Kur für sie sein!"

„Aber, Grete — Du vergißt — ich gehe doch zum Konfirmanden-Unterricht —"

„Ah, Du gehst zum Konfirmanden-Unterricht! Sehr wahr! Wie konnte ich auch das vergessen!"

Sie hatte es in eigentümlichem Tone gesagt. Ihre Sprache klang wunderbar gedehnt und wichtig, aber es blitzte durch sie hindurch wie leiser Hohn.

„Und das ist freilich etwas überaus Wichtiges! Besonders beim Pastor — oh verzeih', nun weiß ich sogar den Namen dieses großen Mannes nicht einmal. Und Ihr habt mir doch so oft von ihm geschrieben — ah richtig ja, Herr Pastor Werder — ich bin begierig, den Mann kennen zu lernen."

Ein Diener trat ein und gab einen Brief an den Kommerzienrat ab. Else entfernte sich, um nach dem Essen zu sehen.

Indessen hatte Kommerzienrat Wolters den Brief flüchtig durchlesen — eine heiße Zorneswelle war dabei in sein Antlitz getreten.

„Das setzt allem die Krone auf, was er bisher geleistet!" rief er mit einer Stimme, deren Erregung er nur mit Mühe meisterte.

„Was ist geschehen?"

„Die unbegründetsten Anklagen gegen meinen Fabrikarzt!"

„Gegen wen?" fragte Magarete schnell.

„Gegen den Doktor Martens."

„Martens?!" wiederholte Margarete noch schneller. In ihren Augen flammte es auf — Purpurrot goß sich in ihre Wangen. „Martens?! Was hätte der verbrochen?"

„Er vernachlässigt seine Pflicht auf unerhörte Weise, fährt auf Jagden und Diners, indessen seine Kranken nach ihm schreien."

„Das sind Beleidigungen, auf die ein Mann, wie Herr Doktor Martens, die Antwort nicht schuldig bleiben wird. Ich kenne ihn. Und wer in aller Welt wagt es, das alles ihm vorzuwerfen?"

„Herr Pastor Werder — wer anders!"

„Der — was geht den die ganze Sache an?"

„Er ist der Heiland der Armen und Beladenen — er führt ein strenges Regiment."

„Auch über Dich — über uns alle!? Ihr habt den Mann zu sehr verwöhnt — da ist er übermütig geworden! Aber diese Beleidigung eines Freundes unseres Hauses wirst Du Dir doch nicht bieten lassen —"

„Das werde ich nicht. Ich werde ihm eine Antwort schicken, die ihm die Lust zu weiteren Interventionen dieser Art nehmen dürfte."

Er setzte sich an den Schreibtisch und nahm die Feder.

Wieder trat der Diener ein.

„Herr Pastor Werder wünschen den Herrn Kommerzienrat auf einen Augenblick zu sprechen."

Der Kommerzienrat sah seine Tochter mit einem vielsagenden Blick an.

„Jetzt — zu so später Stunde?" fragte er unwillig.

„Der Herr Pastor haben mit dem Herrn Kommer-

zienrate über eine wichtige und eilige Angelegenheit zu unterhandeln."

„Wird sehr wichtig sein — ich kenne das nachgerade — aber meinetwegen, ich lasse bitten."

Der Diener entfernte sich.

„Ich muß noch einen Augenblick schnell ins Kontor herunter, denn diese Besuche sind nicht kurz. Ich komme dann gleich herauf. Du kannst indes so gut sein, den heiligen Mann zu empfangen."

Der Kommerzienrat hatte das Zimmer verlassen, ehe Margarete antworten konnte.

Sie fühlte sich wenig aufgelegt, jetzt den fremden Besuch zu empfangen, aber ein Entweichen war nicht mehr möglich — schon klopfte es an die Thür, und ehe sie ein „Herein" gerufen, öffnete sie sich, und der Pastor stand vor ihr.

Sie hatte sich nach den brieflichen Äußerungen ihres Vaters und ihrer Schwester unwillkürlich des öfteren ein Bild von diesem Pastor gemacht — ein wunderbarer Heiliger war er ihr stets erschienen, ein Schwärmer, den man nicht ganz ernst nehmen konnte. Dazu ein wenig linkisch und unbeholfen, wie viele Pastoren sind. Sie hatte sich vorgenommen, ihn nach diesem Bilde zu behandeln — ein wenig komisch und überlegen —, sie trat ihm auch so entgegen. Aber so sicher trat dieser Mann auf, so bescheiden

und doch so seines guten Rechtes sich bewußt, so männlich erschien ihr die dunkle straffe Erscheinung in dem eng anschließenden schwarzen Rock, der bis an die Kniee reichte, so ernst weilte das strenge Auge auf ihr, daß alle ihre Vorsätze in ein Nichts zerrannen, und sie ihn nur mit einer Handbewegung, die ein wenig souverän und befehlend aussah, zum Platznehmen einlud.

„Mein Vater ist nur für einen Augenblick ins Kontor gegangen — er wird gleich hier sein.“

„Ich bedaure sehr, ihn nicht erwarten zu können — mein Auftrag hat Eile, und wenn Sie die Güte haben wollten, ihn zu hören, so könnten Sie ihn leicht übermitteln —“

„Ich bitte darum.“

Werder hatte sich gesetzt.

„Da draußen,“ begann er, „in der Waldstraße in dem letzten der Arbeitshäuser liegt die Frau des Fabriktischlers Reimann schwer krank danieder. Ihr Leiden fing gleich beunruhigend an. Der Mann ging zweimal zum Arzte. Er kam beide Male nicht, weil er wichtigere Fälle zu behandeln hatte — so sagte er wenigstens. Heute morgen trat eine bedenkliche Verschlimmerung des Zustandes ein. Ich selber ging zum Arzte. Er war bereits in der Frühe für mehrere Tage auf ein entferntes Gut zur Jagd gefahren.“

Er hatte bis jetzt ruhig gesprochen und kühl, ohne den geringsten Anflug einer Erregung.

„Ich war bereits bei den beiden anderen Ärzten des Ortes. Der eine ist selber schwer krank, und der Sanitätsrat Behrend, der ja auch bei Ihnen Hausarzt ist, ist zu einer Operation über Land gefahren.

Indessen hat der Zustand der jungen Frau eine bösartige Wendung genommen, sie ist bewußtlos, und das Fieber nimmt rapide zu. Ich bin nicht Arzt, aber ich weiß, daß es sehr schlecht aussieht. Die Frau hat fünf kleine Kinder und — ihr Mann ist haltlos ohne sie — er —"

Er sprach nicht weiter — eine tiefe Bewegung zitterte durch seine Worte, und die wollte er hier nicht merken lassen.

Margarete wurde die Situation immer peinlicher und drückender.

„Das ist traurig," sagte sie leise. „Die arme Frau! — Und wie furchtbar muß das erst für den bedauernswerten Arzt sein —"

Er sah sie mit einem schnellen erstaunten Blicke an.

„Für den bedauernswerten Arzt? Ich verstehe Sie nicht recht."

„Gewiß für ihn, daß ein unglücklicher Zufall ihn hindert, da zu sein, wo man seiner so nötig bedarf."

Der Pastor erhob sich schnell. Margarete that das Gleiche. Auge in Auge standen sie sich gegenüber.

„Mein Fräulein," sagte der Pastor, und durch seine Stimme klang jetzt der Ernst einer unerbittlichen Strenge,

„ein Arzt, der zweimal nicht kommt, wenn ein Armer ihn ruft, der ohne Notwendigkeit auf die zweifelhafte Art der Behandlung aus der Ferne sich einläßt, ein Arzt, der den Beruf, der mir heilig dünkt und doppelt verantwortungsschwer als Armenarzt, mit Füßen tritt, indem er angesichts nicht eines, sondern mehrerer schweren Krankheitsfälle, die wir jetzt haben, um seinen Vergnügungen zu frönen, seinen Posten verläßt, wo er weiß, es wissen muß, daß seine beiden Kollegen ihn nicht ersetzen können, solch ein Arzt verdient kein Mitleid — ihm gebührt Verachtung — “

In den Augen des Fräuleins blitzte es feindlich auf — die Hand, die auf die Stuhllehne sich stützte, bebte merkbar.

Nur der Pastor sah nichts davon.

„Und das ist der zweite Punkt,“ fuhr er unbeirrt, aber jetzt wieder mit großer Ruhe fort, „weshalb ich zu Ihrem Herrn Vater komme: dieser Arzt hat seine traurige Rolle ausgespielt — er muß fort!“

„Muß fort?“

Sie maß ihn mit einem raschen Blick von oben bis unten — sie wußte nicht, was sie zu dem Tone sagen sollte, in dem er ihr gegenübertrat. Aber er begegnete ihrem schnellen Blick mit einer so kalten Ruhe, so unbeugsam stand er ihr gegenüber, als weiche er nicht einen Schritt von seinem guten Rechte.

„Ich weiß nicht, Herr Pastor,“ sagte sie endlich mit etwas unsicherer Stimme, „ob es Ihnen bekannt ist, daß

der Herr, den Sie hier beleidigen, in unserem Hause täglich aus- und eingeht, daß dieser Herr, von dem Sie gerade mir gegenüber in dieser Weise zu sprechen belieben, auch mir sehr nahe steht —"

Sie erschrak. Wie kam sie darauf, dies letzte diesem Pastor zu sagen?!

„Das thut mir sehr leid," erwiderte Werder höflich, aber sehr bestimmt, „doch zum Arzte für die Arbeiter ist er nicht geeignet — er muß fort."

„Machen Sie das mit meinem Vater selbst aus. Es wäre mir interessant, den ersten Menschen kennen zu lernen, der meinen Vater zwingt, etwas zu thun, was er nicht thun will."

„Ich werde es," antwortete Werder kurz —„ich muß es — doch ich bin von dem eigentlichen Zweck dieses Besuches abgekommen: Das Gut, auf das der Sanitätsrat Behrend zur Operation gefahren, ist nicht weit von hier. Wir haben bis jetzt vergeblich auf seine Rückkehr gewartet. Ich möchte Ihren Herrn Vater nun bitten, so schnell als möglich einen Schlitten herauszuschicken, der ihn zu der armen Frau holt. Wenn er hört, wie es hier steht, so kommt er sofort — ich weiß es."

„Ich zweifle nicht, daß mein Vater diesen Wunsch gern erfüllen wird — ich werde ihn sofort benachrichtigen."

„Ich danke Ihnen."

Der Pastor war gegangen. Margarete blieb einige Minuten auf derselben Stelle stehen — nachdenklich und in sich versunken.

Ein schwerer Schritt kam die Treppe herauf. Der Kommerzienrat trat in das Zimmer.

„Ist er schon fort, der Herr Diakonus — ich fand da unten eine wichtige Abhaltung und konnte nicht eher kommen.“

„Er ging soeben.“

„Und was wollte er?“

Margarete machte ihrem Vater schnelle Mitteilung von der Bitte des Pastors. Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf und brummte verdrießlich vor sich hin, aber er bestellte das Anspannen.

„Und weiter wollte er nichts?“

„Ja,“ sagte Margarete, „einen Antrag wollte er Dir unterbreiten des Inhalts: „Herr Doktor Martens, unser Freund, ist der pflichtvergessenste Mann des ganzen Orts und für sein Vergehen mit sofortiger Entlassung zu bestrafen — er muß entlassen werden, wie Seine Heiligkeit sich auszudrücken geruhten.“

„Das alte Lied!“ brauste der Kommerzienrat auf.

„Aber, liebster Vater,“ beschwichtigte ihn Margarete, „ich begreife nicht, wie Du Dich über den Mann so aufregen kannst. Was Du thust oder lässest, hat Dir doch kein Pastor vorzuschreiben.“

Der Kommerzienrat wurde sehr ernst.

„Du kennst diesen Mann nicht, liebes Kind — Du wirst ihn kennen lernen. Was er sich einmal in den hitzigen Priesterkopf gesetzt, das führt er zu Ende. Verlaß Dich darauf, er wird mir die Arbeiter so lange gegen den Doktor hetzen, bis ich ihn entlassen muß. Und das wäre sehr schade für uns alle — und für Dich nicht am mindesten, solch einen Gesellschafter findest Du nicht wieder."

Margarete antwortete nichts, aber sie errötete bis an die Haarwurzeln.

„Übrigens," fuhr der Kommerzienrat fort, „was gerade diesen Fall betrifft, die kranke Tischlerfrau, so kannst Du mir glauben: die ganze Sache ist ein abgekartetes Spiel, weiter nichts, ein gutes Mittel zum Zweck für den klugen Herrn Pastor. So wird es gemacht. Ich kenne die Frau ganz genau. Sie hat schon oft derartige Anfälle gehabt — sie spielt die Schwerkranke nur. — Aber freilich, was versteht solch junger Pastor davon — der läßt sich alles weismachen, besonders wenn es in seinen Kram paßt."

Draußen läuteten hell die Glocken des Schlittens, der gerade abfuhr, den Sanitätsrat zu holen.

„Das war mir auch von Anfang an klar — die ganze Geschichte ist eine tendenziöse Komödie — Doktor Martens wäre nie auf die Jagd gefahren, wenn es sich um einen wirklich ernsten Fall gehandelt hätte."

„Natürlich nicht," bestätigte der Kommerzienrat.

„Der Sanitäsrat wird uns auslachen, wenn wir ihn so schnell holen lassen — Aber, was ist das?!“ unterbrach er sich plötzlich selber und ging schnell ans Fenster.

Wieder läuteten da unten die Schlittenglocken, aber langsamer und nicht so hell als vorhin.

„Mein Schlitten kommt zurück — was ist denn passiert?“

Der Diener trat ein.

„Der Kutscher läßt fragen, ob er noch fahren soll. Die Tischlerfrau ist eben gestorben.“

Margarete fuhr zusammen. Totenblässe bedeckte ihr Antlitz.

Auch der Kommerzienrat hatte sich entfärbt. „Er braucht nicht zu fahren,“ antwortete er kurz.

Er blieb den Abend über still und mit seinen Arbeiten beschäftigt.

Auch Margarete war so nachdenklich und ernst, wie Else sie nie gesehen.

Drittes Kapitel.

Wochen sind vergangen.

Zur Feier der Wiederkehr Margaretens veranstaltete Kommerzienrat Wolters ein großes Fest, zu dem in Stadt und Umgegend zahlreiche Einladungen versandt waren.

Auch Pastor Werder hatte eine solche empfangen — Elsen zuliebe, die darum gebeten hatte, und Elsen zuliebe hatte er angenommen, so gern er auch sonst dieser Gesellschaft ferngeblieben wäre.

Es war am Nachmittag des für dieses Fest bestimmten Tages.

Werder befand sich auf seiner Besuchstour draußen in der Vorstadt in den Fabrikanlagen des Kommerzienrats.

Er hatte sich diese Besuche nie leicht gedacht; er war längst darauf vorbereitet, wenig Empfänglichkeit zu finden, — aber daß man ihm sein Wirken so schwer machen würde, das hatte er nicht geahnt.

Überall unzufriedene Gesichter, überall mürrische Verschlossenheit, so aufrichtige Mühe er sich auch gab, das Vertrauen der Leute zu gewinnen.

Die geringen Löhne, die schwere Arbeit, vor allem die Maschine, dieser Räuber, der dem Arbeiter das Brot aus dem Finger nimmt und ihn zertritt — das war das ewige Echo aller Klagen.

Am verdrossensten aber wurde er da empfangen, wo das Gespenst der Arbeitslosigkeit wohnte und die Menschen müde und mürbe gemacht hatte.

Was er eigentlich wollte? Helfen konnte er doch nicht. Oder ob er ihnen Arbeit geben wollte — Arbeit — mehr wollten sie nicht! —

Er war in ein kleines freundliches Haus getreten, das er schon öfter besucht hatte. Auf einem Bette lag ein junges Mädchen. — Eine Schar kleiner Kinder spielte um sie herum; die einen unterwies sie in einer Handarbeit, den anderen gab sie kleine Spiele an, und in all dem tollen Wirrwarr, dem unausgesetzten Fragen und Bitten und Quälen verlor sie nie die Geduld — oft lächelte sie unter Schmerzen zu all dem ausgelassenen Lärm — ein friedliches Glück lag auf der Duldergestalt und dem bleichen, leidergebenen Antlitz.

Werder setzte sich zu ihr und las ihr vor, wie er es schon oft gethan — auch die Mutter, die indes die Kinder entfernt hatte, gesellte sich jetzt zu ihnen. Aber Werder merkte bald, daß beide heute nicht so aufmerksam und andächtig waren wie sonst — ja, als er eben eine Frage

an die Kranke stellte und diese ihm gerade antworten wollte, brach sie mit einem Male ab — eine seltsame Angst überzog die blassen, sonst so ruhigen Züge, auch die Frau erschrak und stand von ihrem Stuhle auf — ein polternder Schritt näherte sich der Thür, die jetzt von einer kräftigen Hand mit schnellem Ruck geöffnet wurde.

Erstaunt blieb der Mann auf der Schwelle stehen.

„Wer giebt uns da die Ehre?“ fragte er mit rauher, fast heiserer Stimme seine Frau.

„Es ist der neue Herr Pastor, der sich nach Marie ein bißchen umsieht.“

„So — der Herr Pastor — das ist ja eine Ehre, eine große Ehre für uns — wollen der Herr Pastor nicht gefälligst Platz behalten?“ fragte der Arbeiter, der jetzt in die Mitte der Stube getreten war, in anscheinend höflicher Weise — nur daß in dem Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, ein herber feindlicher Klang lag, der dem Pastor mehr weh that, als er ihn verletzte.

„Sie scheinen müde und sehr abgearbeitet zu sein, lieber Herr Körner,“ sprach er mit ruhiger, freundlicher Stimme zu dem Arbeiter und reichte ihm die Hand entgegen.

Dieser hörte wenig auf den milden Klang der Worte, und die entgegengestreckte Hand schien er nicht zu sehen.

„Abgearbeitet bin ich nicht, Herr Pastor,“ antwortete

er in trotzig auflammendem Ton, zu arbeiten giebt's für mich nichts — aber abgehetzt bin ich, das ist wahr! Der Herr Kommerzienrat brauchen meine Arbeit nicht mehr — eine neue Maschine, die er angeschafft, die thut's besser — ich kann gehen. Teufel auch — da muß man sich Arbeit suchen, wenn man fünf Kinder hat — und solch armes, krankes Wurm, das der Hunger nicht auf dem Krankenlager verzehren soll!" —

„Lieber Vater," unterbrach eine weiche zärtliche Stimme seine rauhen Worte, und ein thränengefülltes Auge blickte flehend zu ihm empor.

Über die harten Züge des Arbeiters flog es wie ein kurzer Sonnenschein. Er trat an das Krankenlager, eine Hand reichte er seiner Tochter, mit der anderen streichelte er über ihr Haupt. Es war eine nervige, schwielenbedeckte, harte Hand, die liebkosend über das weiche, goldene Haar der Kranken fuhr.

Dann wandte er sich schnell zum Pastor. „Herr Pastor — Sie sind hergekommen, um mein krankes Kind zu besuchen — das war gut von Ihnen, das hat hier noch nie ein anderer gethan — ich danke Ihnen dafür. — Aber nichts für ungut, Herr Pastor! Mich werden Sie nicht bekehren. Wenn das einer auf der Welt gekonnt hätte — die da — die Kranke hätt's allein fertig gebracht. Und doch ist's ihr nie geglückt. Jede Liebe, die ich ihr an den

Augen absehen kann, die thu' ich ihr — sie weiß es — aber die eine nicht!

Herr Pastor — ich weiß, ich bin ungeschliffen und unfein, aber ein für allemal, es ist besser so — es muß heraus: ich bin Sozialdemokrat, Herr Pastor!

Gehen Sie von mir Haus für Haus diese Fabrikanlagen durch — klopfen Sie Thür für Thüre ab — hier und da werden Sie ein empfängliches Weibsgemüt finden — aber nicht einen Mann, der Ihnen glaubt, nicht einen einzigen unter all den Arbeitern des Kommerzienrats. Er hat gedroht, jeden zu entlassen, der Sozialdemokrat ist — er mag's versuchen, und er muß seine Maschinen allein bedienen, mutterseelenallein — denn sie sind alle Sozialdemokraten!"

„Und Sie hoffen Hilfe in Ihrer traurigen Lage von den Sozialdemokraten?"

„Ich hoffe nicht viel von ihnen — aber eins weiß ich, und deshalb bin ich ihr Mann: Sie haben ein Herz für uns — sie wissen, wie jämmerlich es uns zu Mut ist — sie wollen uns helfen — ob sie es können, ist ein ander Ding, verlieren jedenfalls kann Unsereins nicht viel.

Was aber thun für uns die Reichen, die Vornehmen? Hier wenigstens in unserer Fabrikstadt nichts —

Herr Pastor, sehen Sie mein armes Kind an. In der Fabrik des Kommerzienrats ist ihr das Unglück geschehen, das ihr die Hüfte zermalmt hat. Und meinen Sie,

aus dem Hause des Kommerzienrats hat sich in der ganzen langen Zeit ein Mensch nach meinem Mädchen umgesehen? Mit dem ältesten Fräulein ist sie zusammen konfirmiert, Herr Pastor. Und das älteste Fräulein ist hier vorbeikutschiert mit ihren Ponies, vorbeigeritten mit ihren Galanen und hat gelacht und gescherzt und gejuchzt — ich weiß nicht, wie oft — indes sich das arme Ding in Schmerzen wand.

Ich bin an die Thür getreten, sie hat mich gefragt nach dem besten Weg zum Walde. Aber meinen Sie, ein einziges Mal hat sie gefragt: Wie geht es Eurer Tochter, Körner? — Und sie wußte, daß sie in der Fabrik ihres Vaters verquetscht ist — ihr Kammermädchen, das eine Nichte von mir ist, die hat es mir selbst erzählt."

„Das ist sehr unrecht, lieber Freund — aber des einen wegen dürfen Sie nicht alle verurteilen. Ich bin zwar nicht reich, aber gut mit Ihnen meine ich es."

Aus den dichtbuschigen Brauen traf den Pastor ein kurzer, scheuer, fragender Blick.

„Nun ja, Herr Pastor — Sie mögen es vielleicht ganz gut meinen — aber was hilft das alles? Helfen können Sie uns deshalb doch nicht. Sie müssen es ja doch mit den Reichen halten, müssen ja doch so lehren, sonst käme ja die ganze Sache aus dem Geleise. Nein, Sie können uns nicht helfen, das können wir nur selber thun — und, Herr Pastor, ich will's Ihnen sagen: es rumort hier schon, rumort hier sehr bedenklich. Der Herr

Kommerzienrat wird sich mit seinen Entlassungen ein bißchen in acht nehmen müssen, und bis in die Nacht hinein wird er auch nicht mehr arbeiten lassen, nur um ein paar tausend Mark mehr für seines Fräulein Tochter Vergnügungen zu verdienen. Der Streik möchte ihm am Ende doch teuer zu stehen kommen. — So, Herr Pastor, nun gehen Sie hin und sagen ihm das — brotlos hat er mich ja doch schon gemacht."

Werder schoß das Blut in die bleichen Wangen. „Dieser Argwohn ist häßlich von Ihnen. Schämen Sie sich, Herr Körner," sprach er mit zürnender Stimme, und wollte sich mit kurzem Gruße aus der Stube entfernen — da fiel sein Blick wie gebannt auf zwei flehende, angsterfüllte Augen — er trat an das Krankenlager, gab dem jungen Mädchen mit warmem Druck die Hand und sagte ihr Lebewohl.

„Nun werden Sie nie wiederkommen, nicht wahr, Herr Pastor — nie wieder?"

„Gewiß, Marie, ich werde wiederkommen, und sehr oft!"

Da leuchtete es hell auf in den todestraurigen Augen — die kleine weiche Hand in der seinen zitterte.

„Und Sie sind dem Vater nicht böse? Er ist von Herzen gut, Sie dürfen mir's glauben, — nur so verbittert jetzt."

„Ich glaube es Ihnen — er wird mich kennen lernen — wir werden Freunde werden — doch nun gute Nacht, Marie — gute Nacht, Herr Körner."

Er war hinausgetreten in die Nacht. Tiefe Stille lag über der schlummernden Natur, die Sterne funkelten herab auf die dunkle Erde.

Aber in den großen Fabrikräumen, die wie ein gigantischer Riese vor ihm sich emportürmten, da war es noch nicht Feierstunde, da hämmerte und klopfte und sägte und bohrte und pfiff es wie ein Hohn auf die feiernde Natur.

Undurchdringliche Rauchsäulen stiegen qualmend und ächzend aus den Schornsteinen und teilten sich und streckten sich empor wie zwei gewaltige Arme gegen den majestätischen Sternenhimmel, als drohten sie ihm Kampf auf Leben und auf Tod.

Und aus ihrem dichten Dunkel lohten und knisterten feurige Funken hervor und schossen hinauf zu den Sternen. Aber ohnmächtig zerstoben sie im Nebel des Abends, der sich immer feuchter auf die Erde senkte.

— — Und über alles Dunkel und den dichten Nebel, der ihn umgab, erhob sich mit einem Male die Gestalt eines jungen Mädchens, das er einmal und dann nicht wieder gesehen.

War es möglich, daß man so unbarmherzig, so ohne jedes Mitgefühl handeln konnte, daß ein Weib, ein junges Mädchen die ersten, einfachsten Gebote der Nächstenliebe so mit Füßen treten konnte?! Dieser unselige Reichtum, der die Herzen verknöchert. Dieses arme, leidende Kind —

und nicht ein einziges Mal hatte sie nach ihm gefragt, nicht mit einem Blicke der Mitschülerin gedacht, die den schweren Erwerb in der Fabrik suchen mußte und dabei so zu Grunde ging.

Eine heiße Empörung stieg in ihm auf, er wußte, daß er die nächste Gelegenheit benutzen würde, die sich bot, furchtlos ihr alles das ins Antlitz zu sagen. Und mochte es dabei zum äußersten kommen — er war es nicht sich, nur ihr selber war er es schuldig.

Aber es war nicht Zeit mehr, seinen Gedanken nachzuhängen, denn da flammten sie schon auf vor seinen Augen, die hell erleuchteten Fenster in der Villa des Kommerzienrats Wolters, da rasselte schon Wagen auf Wagen vor das Portal des Hauses, und die Diener flogen herbei und öffneten den Schlag, und verhüllte Gestalten stiegen vorsichtig an der Hand ihrer Kavaliere aus dem Innern und trippelten ängstlich über die Teppiche, die bis an den Wagen gelegt waren, damit kein Fleckchen des Straßenschmutzes die Schuhe oder Kleider berührte.

Viertes Kapitel.

Als die Anfahrt der ersten Gäste begann, saß Margarete bereits in ihrem kleinen Boudoir — ihr gegenüber stand ein junger Mann, mit dem sie seit einiger Zeit im eifrigsten Gespräch vertieft war.

Es war Doktor Martens. Eine biegsame, elegante Erscheinung in tadellosem Leibrock, ein Gesicht, das mit den lebendigen, etwas sinnlich leuchtenden Augen und den regelmäßigen Zügen schön zu nennen wäre, wenn seine Harmonie nicht durch eine Menge ehrenvoller Narben bedenklich durchquert gewesen wäre — eine Art sich zu bewegen und zu geben, welche auf den ersten Blick eine gute Kinderstube und eine noch trefflichere Lebensschulung verriet.

Beides hatte der junge Arzt gehabt, er stammte aus einer angesehenen Familie vom Rheine, die mit dem Kommerzienrat Wolters seit altersher bekannt war, er war Jahre lang Korpsstudent bei den Borussen in Bonn gewesen, er hatte dort bei den Königshusaren sein Jahr abgedient und führte mit großem Stolz den Leutnant der Reserve in diesem Regiment auf der Visitenkarte.

Er hatte heute von seinem Vorrecht als Freund des Hauses Gebrauch gemacht, indem er früher kam, als die anderen.

Er wußte, daß Margarete ihm noch zürnte wegen des Vorfalles damals mit der Tischlerfrau — er mußte sich hier rechtfertigen um jeden Preis.

Und er war ein trefflicher Anwalt seiner Sache, er hatte sie so zu führen gewußt, daß Margarete längst versöhnt war und den tief Niedergeschlagenen zu trösten suchte.

„Daß alle so verständig und gütig urteilten, wie Sie, mein gnädiges Fräulein!“ sagte der junge Arzt aufatmend. „Aber leider giebt es Menschen, die am wenigsten von der medizinischen Kunst verstehen und um so mehr bedacht sind, jede sich bietende Gelegenheit wahrzunehmen, um sie und ihre Vertreter in den Staub zu ziehen, als ob wir nicht alle irren könnten. Da ist dieser Pastor. Ich weiß nicht, ob Sie den Menschen kennen, der auch Ihrem Herrn Vater das Leben so schwer macht?“

„Hat er seine Feindseligkeit gegen Sie noch immer nicht eingestellt?“

„Im Gegenteil — er beginnt sie von neuem. Ich weiß nicht, was ich dem heiligen Manne gethan habe. Daß ich nicht kirchlich bin, daß ich an Krankenbetten den Arzt für wichtiger halte, als den Pastor — Du meine Güte, diese Sünde teile ich mit vielen meiner Kollegen. Ich halte solche Aufregungen, wie die Herren Pastoren

sie den Kranken gegenüber belieben, eben für schädlich und suche, wo es irgend geht, die Herren fern zu halten. — Gerade deshalb hetzt der Mann die Arbeiter mit einem Geschick auf mich, daß ich oft da draußen meines Lebens nicht sicher bin."

Der Kommerzienrat trat ein. Die ersten Gäste erschienen, die Gesellschaft begann sich zu versammeln. Jene steife und beklommene Unterhaltung begann, die nun einmal die Einleitung zu allen unseren Gesellschaften bildet, — bis man zu Tische ging, bis die Worte lebhafter wurden und ungezwungener, und Frohsinn und Heiterkeit das Zepter führten.

Werder saß Elsen gegenüber, und ihre kindliche Erscheinung in dem einfachen weißen Kleid, das keine Blumen zierten, ihr bleiches Antlitz mit dem in der Mitte gescheitelten und ohne jede Kunst geordneten schwarzen Haar bildete einen fast auffälligen Gegensatz zu ihrer schönen Schwester, die vielgefeiert dort an der Seite des jungen Arztes im Mittelpunkt der Tafel saß, und aus deren Augen die Lebenslust leuchtete so hell und siegesfreudig wie nie zuvor.

Die Tafel war aufgehoben, der Tanz in seine Rechte getreten.

Werder, um den man sich wenig gekümmert, war in

eins der kleineren Nebengemächer getreten, in das sich der Strom der Gesellschaft noch nicht ergossen hatte.

Eine Mappe mit wertvollen alten Kupferstichen, die er hier nicht vermutet hätte, nahm sein Interesse so in Anspruch, daß er fast erschreckt aufblickte, als neben ihm ein Gewand rauschte, und er sich plötzlich der ältesten Tochter des Hauses gegenübersah.

Auch sie schien ihn hier nicht vermutet zu haben — ein flüchtiges Rot flog über ihr Antlitz. Sie hätte sich gern zurückgezogen, aber, nachdem er ihrer ansichtig geworden, konnte sie es nicht mehr, ohne eine Absicht damit zu zeigen. Solcher Aufmerksamkeit aber erschien er ihr nicht wert.

„Sie suchen die Einsamkeit, Herr Pastor," sagte sie mit einem Anflug mutwilligen Spottes. „Freilich, diese gedankenlose Ausgelassenheit, diese laute Freude ist nichts für Sie."

„Nein," erwiderte er, „ich habe es noch nie so deutlich empfunden, daß ich für die große Gesellschaft nicht passe, als gerade heute. Es thut mir leid — aber ich kann nichts dafür."

Es lag eine solche Treuherzigkeit, eine so kindlich-ehrliche Offenheit in diesen Worten!

Margarete streifte ihn mit einem schnellen Blick, der nicht frei von Wohlgefallen war.

„Sie haben ganz recht — diese Atmosphäre können

nur die vertragen, die in ihr groß geworden, deren Lebenselement sie ist."

„Das müssen arme Menschen sein, deren Element dies Leben ist."

Mit einer raschen Bewegung warf das Fräulein den Kopf zurück — in den dunklen Augen blitzte es — aber plötzlich zuckte ein Lächeln über die feinen Lippen.

„Ich kann mir denken, daß Ihnen dies Leben arm erscheint — mir nicht."

„Weil Sie kein anderes kennen; kein Leben, das Ihrer mehr wert wäre, als dieses."

Wieder sah sie ihn mit einem schnellen Blicke an — ein leiser Schatten flog über ihr Antlitz.

„Weil ich kein anderes kenne? Sie irren. Ich habe ein anderes gekannt. Es hat eine Zeit gegeben, da hätten selbst Sie Ihre Freude an mir gehabt. Da war ich auch ein so empfindsames, frommes Kind wie die kleine Else da mit tausend Illusionen und Träumen — — — Aber Du mein Gott," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und in ihrer Sprache lag noch immer der leise tändelnde Ton — „ich lernte die Welt kennen, die außerhalb unseres Städtchens liegt, und ruhig wägende Menschen und Frauen, die etwas freier und weniger empfindsam denken, als sie es hier dürfen.

Vor meinen Augen lag das Leben nicht, wie ich es mir in meinen Mädchenträumen zurecht gemacht, sondern klar und nebelfrei, sowie es in Wirklichkeit ist.

Da begrub ich meine Illusionen und Wünsche, die es doch nie erfüllt — nie erfüllen kann."

„Und was gewannen Sie dafür?"

„Eine große Weisheit! Eine Wahrheit, die mir das neugewonnene Leben von nun an jeden Tag eindringlicher predigte: Sieh mich an mit schwindelfreiem Blick, sieh, wie kurz ich bin und wie vergänglich! Und wie ich, ist Deine Jugend: kurz und vergänglich, und niemals kehrt sie wieder.

Wohlan! So kaufe mich aus, nütze mich — genieße mich!

Und ich that's. Und das nüchterne Leben war schön und reich an Freuden, wie ich es nie geahnt."

Sie hatte sich nachlässig in den Sessel gelehnt. Aus dem Saale drangen die weichen Töne eines Walzers in das kleine Gemach. Die zierlichen Füße in den weißen Ballschuhen klopften schnell und schneller den Takt nach den Klängen der Musik. Sonnenhelle und Sonnenlust breiteten sich über die schönen Züge.

Werder war näher getreten.

„Und Ihr Gemüt?" fragte er ernst und langsam, „was sagte das zu diesem Tausch?"

„Das Gemüt?" unterbrach sie ihn, und ein Lächeln, halb heiter, halb verächtlich spielte um ihren Mund. „Das Gemüt!? — Freilich, es gab eine Zeit, da war dies Wort das A und das O für das Weib. Gott sei Dank, die Zeiten sind vorbei und diese Frauen aus der Väter Tagen.

Heute werden sie nicht mehr durch allerlei Vorurteile an die engbegrenzten Schranken festgeschmiedet, die Gemüt und Religion ihnen ziehen. Heute dürfen sie Verstand haben und ihn brauchen, wie der Mann, und handeln wie er! Und wenn der harte Kampf ums Dasein mich nicht hinaustreibt ins Leben, wie die vielen anderen, thue ich dann Sünde, wenn ich's genieße mit seinen kurzen Freuden — so lange ich kann?"

„Und wenn Sie darüber die ernstesten Pflichten vergäßen?"

„Pflichten?" sagte sie und zuckte verächtlich die Achseln. „Ein langweiliges Wort! Gott sei Dank — ich habe es nie gekannt."

„Sie irren," sagte er schnell. „Jeder Mensch hat Pflichten, große, heilige — auch Sie! Und schrecklich wäre es, wenn es anders wäre. Sagen Sie selbst — können Sie in einem Leben ohne jede Pflicht, ohne jeden Liebesdienst für einen anderen Menschen, in diesem Leben, das Sie bis jetzt geführt, glücklich gewesen sein, ich meine innerlich wirklich glücklich, ohne je die Sehnsucht empfunden zu haben nach einem anderen?!"

Sie war nachdenklich geworden. Das Haupt hatte sie ein wenig hintenübergelegt — die langen dunklen Wimpern schatteten tiefer über die Augen — auf dem noch vom Tanze matt geröteten Antlitz lag ein Hauch von Müdigkeit, von Unbefriedigung, von einer ahnenden Sehnsucht — ein

Hauch nur, aber er stahl sich durch die glitzernde Sonnenluft wie ein leiser Abendschatten, dessen Reflexe sich wunderbar auf diesem Gesicht malten.

In immer weicheren, sich umschlingenden und wieder lassenden Weisen rauschten die Töne des Walzers durch die Stille, immer leiser klopften die kleinen Ballschuhe auf den Teppich, zuletzt kaum merkbar, wie im Traume.

Mit einem Male erhob sich das Fräulein. Alle Weichheit war aus ihrem Antlitz geschwunden, wie Unmut leuchtete es aus den dunklen zürnenden Augen.

Wie kam dieser Mann dazu, der ihr fremd war und unsympathisch vom ersten Augenblicke an, eine solche Sprache mit ihr zu führen! War sie ein Kind, das er zu unterweisen hatte und zu bessern —?

„Ja — ich bin glücklich gewesen und werde es bleiben trotz Ihres Zweifels. Doch genug — es dünkt mich schon längst schade um Ihre schöne Zeit, die Sie mit diesen Kupferstichen besser zu verwerten hofften —“

Sie hatte es in einem Tone gesprochen, dem man die abweisende, ja die verletzende Absicht deutlich anmerkte — trotz des leisen Anflugs von Scherz, die sie in die ersten Worte legte.

Und niemand konnte das mehr empfinden, als Werder, niemanden mehr kränken, als ihn.

„Gut,“ sagte er, „aber eine Frage gestatten Sie mir noch. Jene moderne Frau, von der Sie sprachen, die keines

Gemüts und keiner Religion mehr bedarf, ist die auch losgebunden von allen Pflichten der Barmherzigkeit und der Menschenliebe? Opfert die auch ihr Herz auf dem Altare der Emanzipation?"

Sie sah ihn mit einem fragenden Blicke an — sie schien ihn nicht zu verstehen.

Er trat einen Schritt näher und blickte ihr ernst und ruhig in das Auge.

„Bevor ich zu Ihnen in diese Gesellschaft kam, war ich da draußen in der Vorstadt. Ich sah Elend — sehr viel Elend. Ich trat in so viele dunkle Wohnungen, daß mir der Lichterglanz dort im Saale, wie Sie richtig vermuteten, die Augen schmerzte.

Auch in eine Stube kam ich — da lag ein Mädchen, so jung wie Sie — aber nicht so blühend und so lebensfreudig. Sie war es einst gewesen, bis — eine Maschine in der Fabrik Ihres Herrn Vaters sie zum Krüppel machte. Seit vierzehn Monaten liegt sie auf diesem Krankenlager."

Schnell und betroffen senkte Margarete den Blick zur Erde.

„Dieses Mädchen," fuhr Werder kalt und gemessen fort, „heißt Marie Körner. Ein ganzes Jahr hat sie mit Ihnen auf derselben Bank in dem Unterricht gesessen, in dem die Liebe zum Nächsten als heiligstes Gebot des Meisters gelehrt wird — an demselben Altare ist sie mit Ihnen eingesegnet worden — in Ihres Vaters Fabrik ist

ihr das schwere Unglück zugestoßen, und Sie, mein Fräulein, Sie haben es über das Herz bekommen, sich während der ganzen langen Zeit nicht ein einziges Mal nach diesem Mädchen umzusehen. Sie haben den abgehärmten Vater vor sich gesehen — Sie haben sich von ihm den Weg weisen lassen für Ihren Spazierritt, aber nicht ein teilnehmendes Wort ist über Ihre Lippen gekommen, nicht einmal gefragt haben Sie nach der unglücklichen Gefährtin —"

„Und wenn ich von diesem Unglück nichts gewußt hätte —"

Sie fühlte, wie ihr bei diesen Worten das Blut glühend zum Kopfe stieg, wie die Hand erbebte, die sie unwillkürlich, als wollte sie es beschwichtigen, zur Stirne hob.

„Sie haben es gewußt!"

Werder hatte es so sicher und fest gesagt, sein ernstes Auge blickte so traurig auf sie herab — sie fühlte in diesem Augenblicke eine Übermacht, wie sie eine gleiche in ihrem Leben nie empfunden.

Aber um so mehr bäumte sich alles in ihr gegen dieselbe auf.

„Nun gut," sagte sie, „wenn ich es gewußt hätte — und doch nicht gegangen wäre, weil ich nicht gewollt hätte, weil es mir nicht gepaßt hätte — wenn ich es Ihnen jetzt sage: ich habe es gehört, alles mehrere Male gehört — und bin doch nicht gegangen, weil ich eine solche Hof-

macherei der kleinen Leute meiner und meines Vaters Stellung nicht für würdig erachte, was dann, Herr Pastor?!"

„Dann haben Sie ein schweres, ein unverzeihliches Unrecht gethan."

Mit einer trotzenden Bewegung warf sie das Haupt in den Nacken.

„Ein unverzeihliches Unrecht, weil Sie es mir nicht verzeihen werden?! Sie, der Sie weder über mich zu richten, noch mir zu verzeihen haben."

Werder achtete ihres Zornes nicht.

„Oder meinen Sie, diese Leute da in der Vorstadt, in den Arbeiterwohnungen Ihres Herrn Vaters, die hätten kein Herz, die wären aus so grobem Stoff, daß man sie gar nicht kränken könne? Die kleine kranke Marie hätte Sie wie einen Engel begrüßt, wenn Sie gekommen wären — nur ein einziges Mal. O, mein Gott, wenn ich daran denke, wie leicht es Ihnen gemacht ist, Glück zu spenden, Wunden zu stillen, wenn ich denke, wie einige wenige Besuche dort in den Häusern der Armut, ein geringes Interesse für das Wohl und Wehe der Leute, deren Fleiß Ihr Herr Vater seinen Reichtum mitverdankt, der wachsenden Unzufriedenheit wehrten und die Not linderten und die Verbitterung, wenn ich denke, welch eine schöne große Aufgabe gerade Ihnen das Leben weist — und dann sehe ich dieses Leben, das Sie hier führen — dann, zürnen Sie mir oder nicht — dann muß ich sprechen!"

Margarete antwortete nicht. Die Röte war aus ihrem Antlitz gewichen — es war bleich und blutlos — in den sonst lebensfunkelnden Augen lag etwas Unaussprechliches.

„Und nun, mein gnädiges Fräulein," schloß Werder, „ich werde mich Ihnen nicht mehr aufdrängen und Ihren Lebensweg so bald nicht mehr kreuzen. Aber eins muß ich Ihnen noch sagen, bevor wir uns trennen. Sie meinten vorhin, Sie hätten das Leben ganz kennen gelernt. Ich fürchte, Sie irren sich darin. Und dann, wenn ihre Vorschule zu dieser schweren Kenntnis keine andere ist, als dieses Leben selbstsüchtigen Genießens, das Sie mir als das Ideal allen Daseins so gepriesen, dann, fürchte ich, wird einmal der Augenblick kommen, ein Ereignis vielleicht, das beredter zu predigen weiß, als ich — und in diesem Augenblick werden Sie nichts vor sich sehen, nichts empfinden, als die unbegreifliche Leere, vor der Sie sich entsetzen werden."

Auf ihre zuckenden Lippen drängte sich eine Antwort — da bewegten sich die Portieren, die das Gemach von dem nächsten Zimmer trennten, und Doktor Martens trat ein. Ohne den Pastor eines Blickes zu würdigen, trat er auf Margarete zu.

„Pardon! mein gnädigstes Fräulein. Die Quadrille beginnt, und ich hatte die Ehre — Wenn ich nicht störe —"

„Sie stören nicht, Herr Doktor — Sie befreien mich —"

Blitzschnell flog das Monocle in das linke Auge —

mit einem herausfordernden Blick maß der junge Arzt den Pastor. Margarete wurde sich plötzlich der Situation bewußt.

„Nicht doch — so war es nicht gemeint," sagte sie lächelnd, „der Herr Pastor fand es für gut, mir eine kleine Lektion unter vier Augen zu erteilen, und Sie, Herr Doktor, werden der Erste sein, der mir eine solche einmal gönnt! Doch nun kommen Sie und erzählen mir, wen Sie alles für die morgige Reiterpartie gewonnen."

Sie nahm den Arm des Doktors — den Pastor schien sie nicht mehr zu sehen — die Unterhaltung des jungen Arztes nahm sie ganz in Anspruch.

Es war lange nach Mitternacht, als Margarete auf ihr Zimmer kam. Die Verbindungsthür zu der nebenliegenden Stube ihrer Schwester war geöffnet. Else lag mit aufgeschlagenen Augen in ihrem Bette.

Margarete entledigte sich ihres Kleides — dann trat sie an Elsens Bett, ließ sich vor ihm auf dem weichen Teppich nieder und nahm zärtlich die kleine, noch kindlich geformte Hand Elsens in die ihre —

„Warum zogst Du Dich schon so frühe zurück, kleine Else? Mein Herzblatt war doch nicht krank?"

„Nein, Grete, aber Du weißt — noch vierzehn Tage — dann ist Palmsonntag — meine Einsegnung. Wie ich

mich auf den Tag freue, Grete — Du kannst es Dir gar nicht vorstellen!“

Margarete lächelte.

„Und zudem,“ fuhr Else fort, „ich fühle mich in dieser lauten Gesellschaft, in all den rauschenden Festen, die Du wieder mitgebracht, nicht wohl. Ich komme mir so einsam und so überflüssig dabei vor.“

„Das macht Deine Jugend, Schatz. Das ändert sich bald.“

„Es mag sein,“ erwiderte Else leise, „aber ich glaube es nicht.“

„Du bist überhaupt solch eine fromme Unschuld, solch kleiner Engel, Du paßt gar nicht in diese Welt.“

„Darin hast Du recht, ich passe nicht in sie,“ sagte Else sehr nachdenklich, „und weißt Du was, Margarete?“

„Nun?“

„Ich glaube, ich werde nicht lange in ihr bleiben, ich werde früh in ihr sterben — vielleicht bald —“.

„Else, liebste Else!“ rief Margarete und schlang den weißen Arm um ihren Hals, „wie kommst Du auf solche Gedanken?“

Mit zärtlichem Blick ruhte ihr Auge auf der geliebten Schwester. Und wunderbar — das matte Licht der Ampel, das auf ihr bleiches Antlitz fiel — der stille, liebliche Ernst, der ihre Züge so wunderbar verklärte — das halbgeschlossene

Auge, die weißen, zarten Hände, die über dem Leib gefaltet lagen — ein kalter Schauder flog über ihren Körper.

„Else,“ sagte sie schnell und bedeckte die Lippen der Schwester mit langen, glühenden Küssen, „so darfst Du nie wieder sprechen, hörst Du, nie wieder —“

„Fürchtest Du den Tod so sehr?“

„Den Tod. Ich? Ich habe noch nie über ihn nachgedacht.“

„Wunderbar,“ sagte Else mit leiser, aber fast heiterer Stimme, „ich sehr oft, und habe mich noch nie vor ihm gefürchtet. Besonders jetzt nicht, wo ihn mir unser Herr Pastor erklärt hat — Du würdest ihn auch nicht mehr fürchten, wenn Du das gehört hättest, was er über ihn sagt.“

Margarete erhob sich.

„Gute Nacht, meine kleine Else, Du sollst nicht an so etwas denken. Das hat gar keinen Zweck und stört Dir nur den Schlaf.“

Sie drückte einen letzten Kuß auf den Mund der Schwester.

Sie stand in ihrem Zimmer, sie begann sich auszukleiden, aber der Augenblick eben mit ihrer Schwester, das Gespräch, das sie mit dem jungen Pastor gehabt — beides wollte ihr nicht aus dem Sinn. Ein Wort vollends hallte immer wieder durch ihre Gedanken, und immer wieder aufs neue mußte sie es wiederholen.

Was konnte er gemeint haben mit der unbegreiflichen Leere, vor der sie einst stehen und vor der sie sich entsetzen würde?!

Einen Augenblick starrte sie nachdenklich vor sich hin — ein Schatten war in ihre heiteren Freuden gefallen — allerlei Gedanken durchkreuzten ihren Kopf.

Endlich riß sie sich von ihnen los und legte sich zur Ruhe in ihr weiches Bett, aber sie fand den Schlaf nicht, — und doch hatte sie sich noch nie so abgespannt und müde gefühlt wie diesen Abend.

Am nächsten Tage fand die verabredete Reitpartie statt.

Auf dem Heimwege kam man an dem kleinen Hause Körners vorbei.

Nur einen scheuen Blick warf Margarete durch das niedrige Fenster hinein in die Stube — aber dieser eine Blick begegnete einem abgezehrten, bleichen Krankengesicht, auf dem trotz allen Leidens der Friede lag und ein still-seliges Glück.

Und neben dem Bette, in dem die Kranke aufgerichtet saß und durch das Fenster in Gottes freie Natur schaute, stand eine hohe Männergestalt in langem schwarzen Rocke und blickte freundlich zu der Kranken herab und sprach zu ihr liebe Worte des Trostes und der Güte. Und das kleine, blasse Gesichtchen verklärte sich mehr und mehr und

blickte immer zuversichtlicher und freudiger in die sinkende Sonne, deren letzte scheidende Strahlen das kleine Haus in Pupur hüllten.

Eine seltsame Empfindung erwachte in Margarete so unwiderstehlich, als wollte sie vom Pferde sie herabzwingen und hineintreiben in dieses kleine Haus und seinen stillen Frieden.

Sie lachte über sich selbst. Sie hob die Peitsche und ließ sie über die Flanken ihres Rappen sausen, daß dieser hoch auf sich bäumte und dann in rasendem Flug seine Herrin weit fort trug von der Gesellschaft der anderen, weit fort auch von dem stillen Hause und seinem Krankenbett.

Fünftes Kapitel.

Immer mehr mußte Werder erkennen, wie schwer seine neue Stellung war. Er war an sie herangetreten mit jenem jugendlichen Idealismus des Mannes, der fest an den Erfolg glaubt, wenn man nur den herzlichen Willen, den thätigen Eifer an seine Sache setzt.

Freilich der Erfolg blieb nicht aus — aber er kam sehr langsam und mühselig, jedes Stückchen des neuen Bodens mußte mit großer Kraftanstrengung erobert werden, und oftmals entrissen, es kaum gewonnen, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft und des Hasses wieder.

Wie viel Herzeleid, wie manche aufreibende Enttäuschung hatte er zu überwinden! Wie viel Kränkung und Verleumdung mußte er über sich ergehen lassen!

Aber wie unverdrossen und ungebeugt durch Anfechtung und Feindschaft arbeitete er an seiner Sache fort, rastlos dem großen Ziele entgegen, das er sich für seine pastorale Wirksamkeit gesteckt hatte.

Er hatte eine Sonntagsschule gegründet, in der er

mit einigen schwer gewonnenen Helferinnen die Kinder der Arbeiter unterrichtete — langsam, aber sichtbar blühte diese Sonntagsschule empor — die Eltern der Kleinen fanden Gefallen an ihr — sie kamen in die Kirche, anfangs nur ihrer Kinder wegen, dann auch mehr und mehr zu den Gottesdiensten, in denen Werder predigte. Sein Wort fing an, sie zu bewegen. Seine Mahnungen fielen nicht immer auf harten Boden.

Die Frauen zogen die Männer nach — Werder wurde wirklich Armenpastor.

Er that mehr.

Um die Männer der verderblichen Kneipe zu entziehen, in der sie das mühsam erworbene Geld ihrer Familie stahlen, richtete er in dem großen Schulsaal der Vorstadt volkstümliche Unterhaltungsabende ein. Da er in richtiger Berücksichtigung der Verhältnisse hier neben der religiösen auch gute und leicht verständliche weltliche Kunst pflegte, da es ihm gelang, einige musikalisch nicht unbegabte Dilettanten aus den gebildeteren Kreisen für seine Sache zu interessieren, so fanden diese Unterhaltungsabende unter den Familien der Arbeiter einen solchen Anklang, daß der große Schulsaal bald nicht mehr reichte und ein öffentliches Lokal zu ihrer Veranstaltung gemietet werden mußte.

Aber auch hieran ließ sich Werder bald nicht mehr genügen. Er begab sich auf einen, für sein Amt und seine

Stellung gefährlichen Boden, indem er den grimmigsten Feind seiner Sache im eigenen Lager aufsuchte.

Er nahm an den Arbeiterversammlungen auch derer teil, die sich gegen alle seine Bemühungen hartnäckig und sogar feindlich verschlossen.

Er sprach in gewandter und von ernster Überzeugung begeisterter Rede gegen sozialdemokratische Agitatoren. Er jagte diesen durch sein Geschick und seine rastlose Energie manche Beute ab, schuf sich aber gerade dadurch die schlimmsten Feinde, die ihn bei seinem Vorgesetzten verklagten.

Und der Superintendent?

Er war ein ehrlicher, aber ein kalter, fast harter Mann.

Wie alle älteren Superintendenten haßte er nichts so auf dem Gebiete der Kirche wie die Neuerungen.

Besonders aber die Richtung, die Werder immer deutlicher einschlug, war ihm ein Dorn im Auge —, das waren ungewohnte und ungebahnte Wege!

Die Kirche hatte ihrer Jahrhunderte nicht bedurft. Sie konnte auch jetzt auf ihnen höchstens Schiffbruch leiden.

Er hatte Werder oftmals seine Meinung ausgesprochen — der stürmende Idealismus des jungen Pastors war dem nüchtern wägenden Mann unbegreiflich.

Weil er aber andererseits zu klug und aufrichtig war, um die geistige Bedeutung des jungen Kollegen und seinen

rastlosen Fleiß zu verkennen, hatte er ihn trotz aller Anklagen ruhig gewähren lassen.

Sofort jedoch änderte er dies Verhalten, als Werder so weit ging, die sozialdemokratischen Versammlungen zu besuchen.

Da bat ihn der Superintendent auf seine Amtsstube.

„Sie wissen," sagte er sehr ernst und bestimmt zu ihm, „daß ich ein entschiedener Gegner Ihrer Wahl an St. Elisabeth gewesen bin. Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich Sie das nie empfinden ließ. Auf alle Beschwerden und Anklagen, die angesehene Männer der Gemeinde gegen Sie erhoben, habe ich geschwiegen, weil ich vieles an Ihrem Wirken schätzen mußte. Jetzt aber treiben Sie es auf die Spitze, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich Ihnen ein Halt zurufen muß."

Er schien eine Entgegnung Werders zu erwarten — als dieser aber schwieg, fuhr er fort:

„Sie sind in Gefahr, sich durch Ihr Verhalten mit den Vorschriften der Behörde in Widerspruch zu setzen. So wie Sie das aber thun, dürfen Sie auf kein Entgegenkommen, ja nicht einmal auf die geringste Nachsicht bei mir rechnen. Ich diene meiner Behörde und verstehe in diesen Dingen keinen Spaß. Ich habe Sie gewarnt."

„Herr Superintendent — ich gehe in die Arbeiterversammlungen, um dort unsere Sache zu verteidigen gegen die Irrlehren."

„Das eben tadele ich. Wir bedürfen dieses Mittels nicht. Wir haben das Evangelium. Das hat andere Kämpfe schon bestanden als diese, und ist jugendfrisch und groß aus jeder Anfechtung hervorgegangen. Wer es verwirft, wird selbst gerichtet, alle Feinde werden zu Schanden an ihm. Es selber aber behält den Plan und bleibt ewig und unvergänglich."

„Gerade dieses Evangelium verkünde ich dort."

„Arbeiterversammlungen sind dazu kein Feld," erwiderte der Superintendent in unbeugsamer Strenge, „die entweihen es. Wir haben ein anderes Feld: Die Kirche, die Schule, das Haus, das Krankenbett — ist Ihnen das noch nicht genug?"

„Ich vernachlässige dieses Feld nicht."

„Aber Sie gehen über die Ihnen gesteckten Grenzen hinaus. Und das ist Ihr Unrecht. Ich bin Gegner Ihres Prinzips. Lassen Sie sich das gesagt sein und hüten Sie sich.

Und noch eins," setzte der Superintendent hinzu, als Werder ohne weitere Erwiderung gehen wollte, „Sie sind noch jung. Geben Sie sich etwa dem Wahne hin, durch all Ihre Reden oder Thaten eine so wetterwendische Masse wie dieses Volk für sich zu gewinnen oder gar für unsere Sache?

Sie graben sich selbst Ihr Grab. Dieselben Leute, die heute scheinbar noch zu Ihnen stehen; werden sich erbittert

gegen Sie wenden, sowie Sie den Ernst der Sache gegen sie geltend machen.

Dann kann ich Sie nicht mehr schützen — und werde Sie nicht schützen."

Der erfahrene Mann hatte nur zu recht gehabt.

Die Wolken zogen sich über Werders Haupt zusammen. Der Sturm brach los, ehe er es gedacht, und heftiger, als er es je geahnt.

Eine ungeheure Erregung herrschte in dem Arbeiterviertel.

Und das war so gekommen.

Klaus Görz, ein jüngerer Arbeiter, der Führer einer immer wachsenden Partei in der Vorstadt, deren radikalen und rücksichtslosen Tendenzen der stets zur Besonnenheit redende Pastor ein um so größeres Ärgernis war, je sichtbarer sein Einfluß stieg, — Klaus Görz wollte Hochzeit machen.

Er hatte sich zu seiner Geliebten ein einfaches, aber unbescholtenes Mädchen ausgesucht, das er in der Fabrik kennen gelernt und das sich zu seinen Ansichten von der freien Liebe nicht bekehren ließ.

Man glaubte nicht recht, daß es Klaus Görz um seine Absicht Ernst sei — und vielleicht glaubte er selbst es am wenigsten.

Als er aber sah, daß es einen anderen Weg zu seinem

Ziele nicht gab, sagte er: „Was ein Mann sich vornimmt, das thut er auch“ — und bestellte das Aufgebot.

Da aber kamen die ersten Differenzen zwischen den Verlobten.

Das Mädchen, das in guter Sitte erzogen war, wollte in der Kirche getraut werden — und zwar mit aller Feierlichkeit. In dem besten Hochzeitskoupee, das in der Stadt aufzutreiben war, wollte sie fahren, mit einem Kutscher im Tressenrock und den Dreimaster auf dem Kopf, so wie es sich für eine ehrsame Braut gezieme.

Klaus Görz lachte erst — dann polterte er. Er wünsche überhaupt keine kirchliche Trauung — das sei alter Zopf, der glücklicherweise aus der Mode gekommen sei — davon stehe bei ihm nichts im Buche. Er wolle Klaus Görz nicht mehr heißen, wenn er jemals einen Fuß in die Kirche gesetzt habe seit seiner Konfirmation — das überlasse er alten Weibern — er wolle sich nicht zum Popanz machen — er sei Sozialist und werde es bleiben.

So schwur Klaus Görz hoch und heilig ein über das andere Mal — und gab schließlich doch nach.

Tine ging eines Tages zum Pastor Werder, um das kirchliche Aufgebot zu bestellen.

Bevor es aber zur Trauung kam, geschah etwas ganz Unerwartetes.

Tine Michel wollte, einem alten Brauche ehrsamer Bräute folgend, vor der Hochzeit zum heiligen Abendmahl

gehen und ließ sich von ihrem Vorsatze auch nicht durch die Gegenrede von Klaus Görz abhalten, der bereits viel kleinlauter geworden war.

Eines aber gelang Klaus Görz doch.

Er überredete seine sehr vergnügungssüchtige Braut ohne große Mühe, an einem Tanzvergnügen teilzunehmen, welches der „freie Arbeiterverein“ im „blauen Hirsche“ veranstaltet hatte, obwohl die Passionszeit stark vorgeschritten war und Pastor Werder die Tine vor der Teilnahme an diesem Vergnügen gewarnt hatte, zumal dasselbe noch dazu unmittelbar vor dem für die kirchliche Feier festgesetzten Sonntag stattfand.

Als Tine nun zur Abendmahlsfeier erschien, war dies bekannt geworden und erregte unter den streng denkenden Gemeindegliedern ein solches Ärgernis, daß Werder gezwungen war, sie vom Altar zurückzuweisen.

Er that es mit aller Vorsicht und allem Takte — niemand, der nicht in die Vorgänge eingeweiht war, konnte etwas davon merken.

Tine Michel aber stürzte brennend vor Scham und Erregung zu ihrem Geliebten und machte ihm die bittersten Vorwürfe.

Innerhalb einer Stunde war die Geschichte in der ganzen Vorstadt bekannt und wurde der Anlaß einer maßlosen Empörung gegen den Pastor. Klaus Görz aber schwur hoch und heilig, daß er diese Schmach dem Pastor

nie vergessen würde, daß die Stunde kommen werde, wo er es ihm heimzahlen wolle.

Dieses Mal war wenig Aussicht, daß Klaus Görz seinen Schwur brechen würde, und schneller, als er selber dachte, sollte die Stunde der Rache schlagen.

Wieder hatte Werder die schwersten Stunden durchzukämpfen.

So sehr er aber auch unter den fortgesetzten Kränkungen und Anfeindungen litt, eins konnten sie ihm doch nicht nehmen: Die Freudigkeit zu rastlosem Wirken unter der Arbeiterwelt.

Er sah hierin nun einmal seine höchste und schönste Aufgabe — seine meist mit Spott gebrauchte Bezeichnung „Armenpastor“ ward ihm zum Ehrennamen. Er ging in dieser Thätigkeit auf. Er liebte die Arbeiter und sah in den vielen sozialen Verirrungen, denen sie sich hingaben, eine Folge der Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit, mit der man sie behandelte. Er aber als Pastor glaubte sich vor allen berufen, ihnen zu dienen.

An diesen Beruf setzte er alles — nicht seine Arbeit nur und seine Kräfte, sondern das Höchste, was der Mann ihm geben kann: seine Seele voll unentwegten Idealismus und starken Vertrauens — sein Leben gehörte dieser Thätigkeit — sein Herzblut gab er ihr.

Ob man es ihm dankte? Danach fragte dieser Mann nicht einen Augenblick.

Dabei war er keineswegs ohne Anhang.

Die Älteren unter den Arbeitern standen fest zu ihm — am meisten der Arbeiter Körner, den er durch den unermüdlichen Eifer um sein krankes Kind gewonnen hatte — zwar mehr seiner Person als der Sache wegen, denn mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit hielt der starre Mann, auch nachdem er durch Werder eine auskömmliche Stellung erhalten, an seinen Prinzipien fest und bekämpfte die Besitzenden wie die Kirche.

Die tonangebenden Kreise mieden Werder wie den Urheber aller Unruhe und allen Unfriedens — besonders der Kommerzienrat Wolters. Widerwillig nur duldete er den Verkehr des Pastors mit seiner jüngsten Tochter, obwohl Werder nie etwas anderes in ihr sah als das Kind, das ihm anvertraut war.

Aber dieses Kind in seiner Unschuld und Reinheit war ihm tief ans Herz gewachsen.

Margarete sah er fast gar nicht mehr. Eifriger denn je besuchte sie die Gesellschaften, schier unersättlich erschien sie in dem ewigen Wechsel von Vergnügungen. Sie zog die Freier nicht an, aber sie duldete den wachsenden Hofstaat, der sich um sie bildete.

An seiner Spitze stand Doktor Martens. Man munkelte von einer bevorstehenden Verlobung. Und nicht mit Unrecht.

Margarete war zu keinem so freundlich und gnädig wie zu ihm.

Sie hatte ihn von Herzen gern. Er galt nicht nur als ihr Günstling — er war es in der That. Die Frische seines jugendlichen Wesens, die elegante Gefälligkeit seines Auftretens und Benehmens hatten ihn ihr immer unentbehrlicher gemacht.

Sie hatte ihn vermißt die ganze Zeit hindurch, die sie damals von der Heimat fern in Berlin verbrachte. Nicht weniger wie Vater und Schwester war er ein Grund ihrer schnellen Rückkehr geworden — sie fand ihn jetzt mit jedem Tage anziehender und liebenswerter.

Traf sie aber einmal mit dem Pastor zusammen, so gingen sie kalt und gleichgiltig an einander vorüber, als hätten sie sich zum erstenmale in ihrem Leben gesehen.

Es war an einem Nachmittage.

Werder saß an seinem Schreibtische und arbeitete eifrig an der Predigt zu seiner ersten Einsegnung in der Gemeinde, die am nächsten Tage stattfinden sollte.

Ab und zu blickte er zu einer sorgfältig ausgeführten Marmorstatue des Thorwaldsenschen Christus empor, die über seinem Schreibtisch angebracht war und die segnenden Hände über seinem Haupte ausbreitete, und sein Auge leuchtete jedesmal, wenn er es gethan, und rascher und emsiger flog die Feder über das Papier.

Plötzlich störte ihn ein lautes, hartes Klopfen an der Thür. Er hatte kaum Zeit, herein zu rufen, als dieselbe heftig geöffnet wurde und — Klaus Görz vor ihm stand.

Es war das erste Mal, daß Klaus Görz die Arbeitsstube des Pastors betrat.

Werder wußte, mit welchem unbeugsamen Hasse der Mann ihm jene Zurückweisung seiner Braut nachtrug.

Ließ ihn also dieser unerwartete Besuch schon so nichts Gutes ahnen, so sagte ihm ein Blick in das erregte Gesicht des Eintretenden, daß Klaus Görz sicher nicht in edler Absicht zu ihm kam.

„Ich wollte mir man bloß eene Frage an den Herrn Pastor erlauben," begann Klaus Görz mit seiner breiten, rohen Stimme, in der heute etwas eigentümlich Lauerndes lag.

„Sprechen Sie," sagte Werder sehr ruhig.

„Wenn eener eene Sünde thut — und een anderer thut sie auch — ist das dasselbe?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Na — wenn een Armer etwas Schlechtes thut, und nachher thut een Reicher dasselbe Schlechte, — ist das denn eene so große Sünde wie bei dem Armen?"

„Natürlich — unter Umständen eine noch größere. Aber was wollen Sie mit dieser Frage?"

Da traf ein kurzer, feindlicher Blick den Sprechenden. Klaus Görz schob die abgetragene Mütze in den roten, dicken Händen einige Male hin und her — dann begann er:

„Herr Pastor — Sie haben Michel seene Tine, als sie letzten Sonntag zu Ihnen zur Kommunion kam, aus der Kirche gewiesen. Ich kenne das Mädchen, ich gehe schon zwei Jahr mit ihr, und nächstens ist die Hochzeit. Es ist ein gutes, ehrliches Mädchen, und die Schande, die Sie ihr angethan, die wird sie nie vergessen —"

„Zur Sache, Görz, ich bin beschäftigt."

„Hoho, Herr Pastor — ich komme schon zur Sache," rief Klaus Görz, und seine Stimme zitterte jetzt vor verhaltener Wut. „Sie haben also die Tine Michel, meine Braut, Herr Pastor, von der heiligen Kommunion zurückgewiesen, nur weil sie in dieser Zeit getanzt hat, was ein Unrecht sein soll — ist es nicht so?"

Der Pastor antwortete nicht — Klaus Görz schien auch eine Antwort nicht zu erwarten, denn er fuhr sogleich fort:

„Die Tine, Herr Pastor, hat eene Schwester, die heißt Rose. Und die Rose ist in Stellung beim Herrn Kommerzienrat Wolters."

Werder sah auf. Der Blick, der ihn aus den grünen Augen des Arbeiters traf, wurde immer feindlicher.

„Die eene Tochter des Herrn Kommerzienrats wird morgen konfirmiert und geht dann zum heiligen Abendmahl. Der Herr Kommerzienrat — ich weiß es genau — begleitet sie. Und — das älteste Fräulein auch. All das hat mir eben die Tine erzählt, die es von der Rose weiß."

„Nun gut — was thut das alles zur Sache?“

„Sehr viel — das älteste Fräulein vom Herrn Kommerzienrat ist in dieser Zeit fast jeden Abend aufs Vergnügen gegangen.“

„Aber nicht unmittelbar vor der heiligen Feier,“ sagte Werder sehr schnell.

Da grinste ihm Klaus Görz mit triumphierender Frechheit ins Gesicht.

„Morgen geht das älteste Fräulein zur Kommunion. Heute ist ein großes Vergnügen bei einem Besitzer hier ganz in der Nähe. Getanzt wird da mehr wie im „Blauen Hirschen“ — das gnädige Fräulein ist auch dabei.“

Der Pastor erhob sich heftig. Schmerz und Zorn glühten in seinem Antlitz. Als er aber den jungen Arbeiter in seiner hämischen Schadenfreude vor sich sah, erschien es ihm gar zu unwürdig, diesem einen Einblick in die Erregung seines Inneren zu gestatten, und er bezwang sich.

„Das ist nicht wahr,“ sagte er gleichgültig und mit kühler Ruhe.

„Der Herr Pastor können sich ja leicht davon überzeugen. Und das ist die Frage, die ich man bloß an den Herrn Pastor stellen wollte: Wenn das gnädige Fräulein nun morgen nach dem Balle mit dem Herrn Papa und der Schwester zum Abendmahle kommt, wird der Herr Pastor die Tochter des Kommerzienrats Wolters dann ebenso zurückweisen, wie er die Tine Michel, meine Braut, zurückgewiesen hat?“

„Das würde ich thun!“

Werder hatte es ruhig und bestimmt gesagt, so ruhig, daß Klaus Görz beinahe verlegen wurde.

„Dann bin ich ganz befriedigt, Herr Pastor — mehr wollte ich nicht,“ sagte er und verließ mit einer linkischen Verbeugung, die mehr Hohn als Achtung ausdrückte, die Arbeitsstube des Pastors.

Kaum aber hatte er sich entfernt, als die mühsam unterjochte Leidenschaft in Werder hell emporflammte, er ging mit schnellen Schritten durch das Zimmer, seine Lippen flogen, eine heiße Zorneswelle stieg in sein Antlitz — endlich blieb er vor seinem Schreibtische stehen. Er mußte diese Erregung beschwichtigen, er bedurfte der Ruhe und der Sammlung!

Es war nicht möglich, was er eben vernommen. Der junge Arbeiter mußte sich geirrt haben, er war aufgestachelt von seiner zürnenden Braut.

Aber — doch — da lag ja die Karte des Kommerzienrats, in der er ihm seine Teilnahme an der morgigen Feier mit kurzen, klaren Worten anzeigte, „ich und meine beiden Töchter,“ wieder las er diese einfachen Worte, als könnte er keinen Sinn in sie hineinbringen — die Buchstaben tanzten und flimmerten vor seinen Augen — voller Verachtung und Ekel warf er schließlich die Karte von sich.

Nun dann ging sie eben nicht auf den Ball — dann war dies die Verleumdung!

Aber wenn sie es doch that — wenn der kluge Arbeiter nur zu gut unterrichtet war — er hatte ja die beste Quelle für seine Wissenschaft.

Nun — dann wußte auch er, was er zu thun hatte, dann war dies eine Prüfung — eine schwere, ihm gesandt, seine unbeugsame Mannheit zu zeigen.

So oder so: Gewißheit mußte er haben, um sein Handeln bestimmen zu können — und Gewißheit wollte er sich schaffen.

Es gab nur einen Weg — den wollte er gehen — es war die höchste Zeit — keine Minute war mehr zu verlieren.

Er hatte den Mantel umgelegt und das Zimmer verlassen.

Als Werder nach einem schnellen Gang durch die laue Frühlingsluft am Hause des Kommerzienrats angelangt war, hielt das Koupee, das man hier stets zu den Ausfahrten auf Bälle und Gesellschaften benutzte, bereits vor dem Portal — höhnisch glühten ihm die hellleuchtenden Laternen des Wagens durch die verschleierte Abendluft entgegen.

Im Hause mußte man sehr beschäftigt sein, denn es dauerte einige Zeit, bis ihm auf sein Läuten geöffnet wurde.

„Der Kommerzienrat sind in einer geschäftlichen Angelegenheit verreist und kommen erst heute abend spät wieder."

„So melden Sie mich dem gnädigen Fräulein."

Der Diener sah ihn ein wenig verwundert an.

„Fräulein Else?" fragte er dann.

„Nein — dem älteren Fräulein."

„Bedauere sehr," sagte der Diener und zuckte die Achseln. „Das gnädige Fräulein ist bei der Toilette — sie ist unter keinen Umständen zu sprechen — sie fährt nach Birkenfelde zum Ball — der Wagen wartet schon."

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich sie sprechen muß — in einer wichtigen Sache, die keinen Aufschub erduldet."

Er hatte es so bestimmt, fast herrisch gesagt, daß der Diener ohne weitere Einrede gehorchte und davon ging.

Eine ganze Weile mußte er in dem Korridor warten, bis der Diener zurückkehrte.

„Das gnädige Fräulein haben zwar kaum Zeit — aber wenn die Angelegenheit so wichtig ist, lassen das gnädige Fräulein den Herrn Pastor bitten, einige Augenblicke zu warten."

Werder legte ab und folgte dem Diener die Treppe hinauf.

Dieser öffnete die Flügelthür zu einem großen Saale und führte ihn durch diesen hindurch in ein kleineres Zimmer.

Das elektrische Licht flammte auf und ergoß seinen Schein über die luxuriöse Einrichtung. Werder war allein.

Wunderbar — das Zimmer, in dem er sich jetzt befand, war dasselbe, in dem er bei jenem Feste die unvergeßliche Unterredung mit Margarete gehabt — die Mappe mit den alten Kupferstichen lag an demselben Platze, wie damals, jedes Stück in diesem Zimmer kam ihm bekannt vor — seine Erinnerung war doch öfter zu diesem Abend zurückgekehrt, als er gedacht hatte.

Heute aber blieb die Mappe unberührt liegen — die Kupferstiche reizten sein Interesse nicht — seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt.

Das gnädige Fräulein ließ ihn eine geraume Zeit warten — er war schon wer weiß wie oft mit langsamem Schritt über den schwellenden Smyrnateppich dahingegangen oder hatte das Auge flüchtig über alle die Nippes und wenig sagenden Bilder und kleinlichen Kostbarkeiten schweifen lassen, die diesem Zimmer — es war ohne Zweifel Margaretens Boudoir — sein eigentümliches Gepräge gaben.

Eben hatte er sich, fast ermüdet, auf einen Sessel niedergelassen, als die Portièren leise rauschten, die dies Zimmer von dem nächsten trennten — und Margarete vor ihm stand.

Fast unhörbar war sie eingetreten.

Sie trug ein weißes Kleid mit Frühlingsblüten so malerisch und duftig garniert, daß diese wie hingeworfen

auf ihm schimmerten — ein kleiner Strauß dieser Blüten glänzte in den schönen, dunkelen Haaren — aber heller als die Blumen alle leuchtete das Blau der Augen und der rosige Teint des ovalen, fein geschnittenen Antlitzes — in diesem Antlitz, dieser Erscheinung lag ein Liebreiz, eine Anmut sondergleichen —

Wie eine Fee, die herniedersteigt aus dem Sonnenland der Märchen und des stillwirkenden Zaubers, stand diese duftige Mädchengestalt in ihrem Frühlingsblütenkleide vor dem ernsten Manne.

Der aber schien von alle dem nichts zu merken.

Langsam, zögernd fast hatte sie dem Pastor die Hand zum flüchtigen Gruße entgegengestreckt.

Auch ihr mußte sofort die Erinnerung an jenen Abend hier in demselben Zimmer aufgetaucht sein — eine Blutwelle stieg langsam in ihr Gesicht, freilich nur um dies noch liebreizender und verführerischer zu machen.

Aber einen Augenblick nur kämpfte die gewandte Weltdame mit der Befangenheit — dann war sie überwunden — mit gemessener Bewegung hieß sie den Pastor, der sich erhoben, seinen Platz behalten und setzte sich ihm gegenüber auf einen kleinen, kunstvoll geschnitzten Hocker, der an der Wand aufgestellt war.

„Es thut mit leid, daß Sie meinen Vater nicht zu Hause treffen.“

Werder hatte sich nicht gesetzt — er stand ihr in seiner straffen Haltung gegenüber, bewegungslos fast — sein Auge ruhte auf der schönen Gestalt mit einem Ernste, der streng und strenger wurde.

„Ich hätte auch mit Ihrem Herrn Vater nichts anderes sprechen können — es ist mir lieb, daß ich Sie selber — und Sie allein spreche," sagte er mit jener ruhigen Sicherheit, die ihm eigen war.

Wieder stieg ein heißes Erröten in dem Antlitz des Fräuleins empor — dieses Mal bis an die Haarwurzeln — dann aber flog ein Lächeln über die feinen Lippen — ein eigentümliches, wunderbares Lächeln. —

„Mich allein?"

„Ja — Sie allein — in einer ernsten Sache."

„So lassen Sie hören. Ich werde mit der Spannung lauschen, welche die ernste Sache erfordert und der ernste Mann, der mit einer Dame meiner Art noch über ernste Sachen spricht," sagte sie mit dem Anflug einer Ironie, die mehr schalkhaft als bitter war und mit auffallender Betonung des oft gebrauchten Wortes „ernst".

Werder hatte sie verstanden.

„Ganz recht, mein Fräulein. Als ich Ihnen damals hier an demselben Platze gegenüberstand, als wir ein Gespräch mit einander führten, das wir beide nicht vergessen zu haben scheinen, da sagte ich Ihnen, daß ich Ihren Lebensweg so bald nicht wieder kreuzen würde.

Ich hätte mein Wort gehalten — glauben Sie mir, ich wäre nicht wieder zu Ihnen gekommen — wenn mich heute meine Pflicht nicht dazu zwänge — meine sehr ernste und sehr schwere Pflicht."

Sie hatte das Haupt ein wenig hintenüber gelegt, so daß die Haare die Wand streiften — an die sorgfältige Frisur schien sie in diesem Augenblicke nicht mehr zu denken — ihre kleinen Füße in den zierlichen Ballschuhen klopften den Fußboden — gerade so wie damals.

„Eine ernste, schwere Pflicht, Herr Pastor?" sagte sie lächelnd, „ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden es sehr bald. Gestatten Sie mir ohne Umschweife auf die Sache zu kommen, die mich hergeführt, denn Ihre Zeit ist heute kurz — wie die meine.

Ich erhielt heute vormittag eine Karte Ihres Herrn Vaters, aus der ich schließen mußte, daß Sie morgen an der Einsegnung Ihrer Schwester wie auch an der folgenden Abendmahlsfeier teilnehmen wollen. Sollte ich mich geirrt haben — oder sollten Sie den gefaßten Entschluß wieder aufgegeben haben?"

„Beides nicht, Herr Pastor."

„Beides nicht?" fragte Werder sehr kühl. „Heute aber sehe ich Sie in einem Kleide vor mir, das man nur zu großen Festlichkeiten trägt. Ihr Diener sagte mir, Sie führen auf einen Ball — zu einer kleinen Tanzgesellschaft auf dem Gute eines nahen Bekannten."

„Ganz recht, Herr Pastor."

Der Ausdruck, mit dem sein ernstes Auge auf ihr ruhte, war unerbittlich geworden. Sie aber schien ihn immer noch nicht zu verstehen — völlig ahnungslos saß sie ihm gegenüber. —

„Ach — jetzt fange ich an zu begreifen,“ sagte sie nach einer kurzen Pause in der leichten, tändelnden Art, die ihrer Sprechweise eigen war, „Sie meinen, das beides vertrüge sich nicht so recht zusammen — die Gesellschaft heute abend und die ernste Feier morgen. Sie mögen recht haben, Herr Pastor — von Ihrem Standpunkte aus ganz recht. Aber meine Ansichten über diese kirchliche Einrichtung sind andere. Wir haben uns über diesen Punkt ja schon einmal ausgesprochen. Sie können doch nicht glauben, daß ich meine Ansicht so schnell ändern würde?“

Sie hatte die letzten Worte mit einem Anflug von Trotz gesprochen — als der Pastor nichts entgegnete, fuhr sie fort:

„Ich nehme morgen an dieser kirchlichen Feier teil — ich will auch heute offen zu Ihnen reden, Elsen zuliebe, die mich inständigst darum bat. Sie hat keine Mutter mehr. Sie würde es schmerzlich entbehren, wenn ich sie auf diesem Gange nicht begleiten würde. Zudem habe ich nicht das Geringste gegen derartige eingewurzelte kirchliche Gebräuche — für die Ungebildeten sind sie gut, vielleicht notwendig — ich stehe da auf demselben Standpunkt wie mein Vater, der, wenn ich nicht irre, im Kirchenrat Ihrer Gemeinde sitzt.“

In den dunkelen Augen des Pastors hatte es während ihrer Worte heiß emporgelodert — die kleine, längliche Narbe über der linken Augenbraue brannte feuerrot über dem schmalen, bleichen Antlitz — Richard Werder stand hoch aufgerichtet vor der jugendlichen Schönheit.

„Ihre Ansichten beiseite, mein Fräulein — nicht über sie mit Ihnen zu rechten, bin ich hergekommen. Eins aber lassen Sie mich Ihnen sagen: Dasjenige, worüber Sie eben so leichthin urteilten, ist mir das Größeste, das Heiligste, das ich kenne. Als sein Wächter und Hüter bin ich eingesetzt. Und dieses Heilige lasse ich nicht entweihen — von niemandem — sei es wer es wolle.“

Das Auge des Fräuleins ruhte eine Sekunde auf Werder mit einem schnellen, fast scheuen Blick.

So hatte sie ihn noch nie gesehen — auch damals nicht, als er hier an derselben Stelle mit so tiefem Ernste zu ihr sprach.

Ein Gefühl, der Furcht nicht ganz unähnlich, überkam sie, und in dieses Furchtgefühl mischte sich plötzlich etwas anderes — etwas Unsagbares.

„Wenn Ihnen meine Ansichten gleichgiltig sind — weshalb sind Sie gekommen?“ fragte sie leise, fast zaghaft.

„Ihnen eine Alternative zu stellen — ein Entweder — Oder.“

„Mir — eine Alternative — Sie — mir?!“

„Ich — Ihnen.“

„Mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte meines Amtes — meiner Pflicht.“

Das Fräulein kräuselte die Lippen.

„Und diese Alternative, Herr Pastor?“ fragte sie mit spöttischem Lächeln.

„Ist kurz und einfach. Entweder Sie sind so gütig, dem Kutscher Befehl zu geben, auszuspannen, weil Sie auf diesen Ball verzichten —“

Er kam nicht weiter. Ein lautes Lachen unterbrach ihn, kein spöttisches wie eben erst, — hell und silberrein tönte dies freudige Lachen in seine gestrengen Worte.

„Ich soll meinen Wagen ausspannen lassen und auf diesen Ball verzichten, den schönsten von allen, auf den ich mich seit Wochen gefreut wie ein Kind. Nur weil es Ihnen so beliebt — das ist gut, wirklich sehr gut, Herr Pastor.“

Und sie lachte von neuem so übermütig, daß der Ausdruck in Werders Antlitz immer finsterer wurde. Es war ein seltsamer Gegensatz, der ernste Mann in dem langen schwarzen Rock und dem bleichen strengen Antlitz — und dieses junge blühende Kind der Welt in dem leichten blumengeschmückten Kleide, das den blendenden Nacken freigab. —

Mit einem Male hielt Margarete in ihrem Lachen inne — ein ernsterer Hauch huschte über ihr Antlitz — es war, als ginge ihr jetzt endlich ein Verständnis dessen auf, was ihn zu dieser Stunde zu ihr geführt haben könnte. —

„Und eins noch, Herr Pastor, will ich Ihnen gestehen. Wenn ich mir aus dieser Gesellschaft nichts machte — nicht das Geringste — wenn sie mir langweilig wäre und verhaßt wie nie eine andere — jetzt ginge ich doch hin — ja gerade jetzt."

„Ich werde Sie nicht hindern," antwortete Werder sehr ruhig — „hieran nicht — aber an etwas anderem werde ich Sie um so sicherer zu hindern wissen."

Ihr Haupt hob sich mit einer raschen, zuckenden Bewegung empor — aber sie sagte kein Wort.

Werder trat einen Schritt näher zu ihr heran.

„Sie erinnern sich gewiß eines Vorganges, der sich erst vor kurzem hier zugetragen hat und auch Ihnen bekannt sein dürfte — eines Vorganges, der mir viel Haß und Feindschaft eingetragen, die noch einmal heraufzubeschwören für mich sehr schmerzlich wäre."

Er hielt inne. Sollte sie ihn noch nicht verstanden haben? Sie starrte ihn fast fassungslos an und schwieg.

Werder fuhr mit derselben Ruhe fort:

„Auf das Drängen meiner Gemeinde, die in solchen Dingen recht ernst denkt, mußte ich damals ein unbescholtenes Mädchen aus dem Arbeiterstande von der Feier, zu der Sie morgen gehen wollen, zurückweisen. Dieses Mädchen hatte nichts anderes gethan, als was Sie jetzt zu unternehmen im Begriffe sind. — Ich müßte also —"

„Sie müßten also — was müßten Sie?"

„In diesem Falle genau ebenso handeln — —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Mit einer raschen Bewegung war das Fräulein von ihrem Sitze emporgeschnellt.

„Das also wollten Sie wagen? Mich — mich wollen Sie einer Dirne gleichstellen der Vorstadt, einem Mädchen aus der Fabrik meines Vaters?" —

Die Worte erstickten ihr in der Kehle. Beide standen sich einen Augenblick gegenüber, Margarete bebend am ganzen Körper, Werder in seiner gemessenen unerschütterten Ruhe — nur der rote Streifen auf der hohen Stirn leuchtete matt noch wie ein erlöschendes Feuer.

„Es giebt für mich keinen Unterschied des Ranges und der Stellung in dieser Frage — hier sind wir alle gleich."

Eine unbeugsame Entschlossenheit sprach aus seinen Worten.

Margarete wandte sich erschreckt von ihm ab — eine lange Pause entstand. Schwerfällig und laut tickte die Uhr auf dem Kaminsims.

„Oh, ich verstehe Sie, mein Herr," sagte Margarete schließlich, in ihrer Wanderung einhaltend, „verstehe Sie nur zu gut. Keine Gelegenheit konnte Ihnen günstiger kommen, mich gefügig zu machen wie die andern alle! Seht, wollten Sie Ihren Arbeitern da draußen und ihren Töchtern sagen: Seht, Euer gnädiges Fräulein beugt sich vor meiner Macht, muß sich beugen wie Ihr! Aber eins sage ich Ihnen, und das ist mein letztes, hören Sie wohl, mein allerletztes Wort!"

Und indem sie ihn mit einem Blicke ansah, der zu der Kälte ihrer Worte in seltsamem Widerspruch stand, sprach sie langsam, jedes Wort betonend:

„Ich weiche der Macht — ich muß es ja — Sie .. Sie zwingen mich . . Ich bleibe morgen zu Hause. Aber eins vergessen Sie nicht: Ungerächt hat mich noch nie ein Mensch beleidigt. Von dieser Stunde an haben Sie eine Feindin hier — schlimmer und unversöhnlicher als alle Ihre anderen Feinde. — Auch meine Stunde wird schlagen. Sie werden es empfinden. Sie werden bedauern, was Sie heute gethan — so machtlos bin ich nicht, wie Sie glauben."

„Ich weiß das," erwiderte Werder, „aber ich kann nicht anders."

„Und ich auch nicht," sagte sie schnell.

Ein Diener trat ein.

„Ich bin fertig — guten Abend, Herr Pastor."

„Guten Abend."

Sie hatte den Mantel, den der Diener ihr reichte, schnell umgeworfen und war gegangen.

Die durch das lange Warten ungeduldig gewordenen Pferde zogen ungestüm den Wagen an. — Werder hörte noch eine längere Weile ihren feurigen, gleichmäßigen Trab, in dem sie das gummigeräderte Koupee durch den stillen, sinkenden Abend zogen.

Sechstes Kapitel.

Es war Palmsonntag.

Ostern fiel in diesem Jahre sehr spät. Palmsonntag schien der Frühling sich ausersehen zu haben, seinen Einzug zu halten wie einst der Erlöser in seine Stadt. Und alles war bereit, ihn zu begrüßen. Die Sonne hatte ihr schimmerndes Festgewand angelegt, und schimmernde Decken breitete sie ihm auf seine Wege. Die jungen Triebe an Sträuchern und Bäumen steckten die grünenden Augen neugierig und sehnsüchtig zugleich ihm entgegen aus der Verborgenheit. Das Schneeglöckchen neigte unter dem leisen Windeshauch ehrerbietig das weiße Häuptchen zum Gruße, kleine Käfer und Insekten badeten sich freudetrunken in der weichen, warmen Luft, die Vögel hüpften fröhlich über die kahlen Zweige dahin und zwitscherten und sangen und jauchzten in frischen, frohbewegten Akkorden den lieblichsten Einzugsmarsch, den je ein gottbegnadeter Komponist zusammenstellen kann. Und ihm zur Begleitung hallten die Kirchenglocken rufend und lockend und versöhnend durch Land und Stadt.

Der Frühling konnte zufrieden sein mit den Huldigungen, die man seinem ersten Kommen entgegenbrachte.

Und er war es auch. Er wurde immer freundlicher und wärmer und kühner. Er lachte durch das ganze Thal mit seinem sonnigsten Lächeln, er streckte seine Arme aus nach den fernsten Häusern der Stadt, bis in die Vorstadt hinein sandte er sein Königszepter, überall herrschte er, selbst in den steifen, langweilig-düsteren Fabrikanlagen des Kommerzienrates Wolters und seiner Genossen. Er huschte lächelnd dahin über die langgestreckten schmutzig-grauen Häuserkasernen, er thronte hoch oben auf den gewaltigen Essen und Schornsteinen und blickte triumphierend über ihre qualmgeschwärzten Häupter, als wollte er selbst ihnen seine güldene Krone aufsetzen.

Es war so still und feierlich wie selten in dieser von Sorge und Kampf erfüllten Arbeiterkolonie — überall war Sabbatsruhe und Sabbatsfrieden.

Am freundlichsten aber schaute der Frühling mit seinen sonnigen Augen durch die buntgemalten Fenster der St. Elisabeth-Kirche.

Dort war eine andächtige Gemeinde versammelt. Der neue Pastor, der Armenpastor, wie er allgemein schon hieß, hielt seine erste Einsegnung ab. Und Arme und Kinder der Armen waren es auch hauptsächlich, die sich heute versammelt hatten.

Er stand an dem herrlichen, in gotischem Schnitzwerk

aufgeführten Hochaltar, der reich mit Blumen geschmückt war — vor ihm die festlich gekleideten Kinder, die Gemeinde und weithin sich dehnend das erhabene Schiff der alten Pfarrkirche, dessen Kuppelgewölbe von hochragenden Strebepfeilern aus weißem Sandstein getragen wurde. Aber im Laufe der Jahrhunderte hatten sich dunkle Schichten von Staub auf ihnen gesammelt, so daß sie jedes Mal, wenn die Sonne sie beschien, die Täuschung hervorriefen, als wären sie von funkelndem Marmor gebildet.

Und niemand konnte mehr von der Weihe des Ortes und des Augenblicks ergriffen sein, als der junge Pastor selber.

Er hatte zu den Kindern gesprochen, wie ihn noch niemand, selbst seine eifrigsten Zuhörer sprechen gehört.

Ein kurzer Liedervers folgte seinen Worten. Dann setzte die große Orgel dem Altare gegenüber mit Akkorden ein, die feierlich und jedes Gemüt ergreifend durch die weite Kirche klangen, so leise, so fern verhallend, als kämen sie aus einer anderen Welt, aus einer besseren, in der alles Friede war und Wohlgefallen.

Zu Drei und Drei traten die Kinder vor den Altar, erst die Knaben, dann die Mädchen, fast alle in schwarzen Kleidern, denn die Eltern waren arm, und nur die begüterten Kinder, die der Superintendent einsegnete, gestatteten sich den Luxus der weißen.

Unter den letzten rief der Pastor den Namen der reichen Kommerzienratstocher. Die Hälse reckten sich, die in den hintern Reihen Sitzenden erhoben sich von ihren Plätzen — aller Augen waren auf sie gerichtet.

Und Else trat aus der Bank, und mit zwei Töchtern von Arbeitern ihres Vaters schritt sie zum Altare — so schwarz und so schmucklos gekleidet, wie die beiden anderen. Und als sie niederkniete, das Haupt tief zur Erde geneigt, bebend am ganzen Körper, legte ihr der Pfarrer segnend die Hand auf das einfach gescheitelte Haar. „Selig,“ sagte er mit leiser Stimme, „die da reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Und die Orgeltöne klangen und sangen dazu in weichen gesättigten Akkorden wie eine Melodie von fernen Engelsstimmen, und die Sonne warf ihr verklärendes Licht auf die knieende Gestalt und den segnenden Pastor wie einen Heiligenschein, und als Else sich erhob, da ging eine Bewegung durch die ganze Versammlung, denn auf dem schönen Antlitz lag ein Ausdruck, der überirdisch war, und die ernsten Augen senkten sich zur Erde, so nachdenkend, so die innerste Erregung der Seele spiegelnd und doch so durchströmt von einem Glücke, einem namenlosen, das nicht von dieser Welt war.

Und über die durchgeistigten Züge des Mannes dort im Amtsornate am Altar zitterte der Widerschein eines ähnlichen Glückes, der ihm auf einen Augenblick alle

Strenge nahm und an ihre Stelle den Ausdruck einer Milde setzte, die ihm wunderbar zu Gesichte stand.

Margarete hatte an der kirchlichen Feier nicht teilgenommen.

Es war an einem trüben Vormittag des April.

Der Kommerzienrat kam sehr verstimmt von der Fabrik nach Hause.

Margarete erschrak über sein Aussehen.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist geschehen?"

Der Kommerzienrat antwortete erst nicht, aber seine Tochter drang in ihn.

„Es sieht schlecht aus da draußen," sagte er dann. „Ich habe gestern einige Arbeiter entlassen müssen. Das hat böses Blut gesetzt. Heute streikten fünfzig Mann. Es kam zu Reibereien zwischen ihnen und den Arbeitenden. Sie hatten Erfolg. Eben legten noch fünfzig Mann die Arbeit nieder. Alle Wut wendet sich gegen mich."

Er hielt einen Augenblick inne — Margarete schwieg.

„Als ich eben durch die Vorstadt fuhr, standen die Kerle, die Hände in den Hosentaschen — nicht ein einziger grüßte — einige lachten, andere glotzten mich mit nicht mißzuverstehenden Blicken an."

Immer noch schwieg Margarete.

„Heute abend soll eine große Arbeiter-Versammlung

stattfinden. Sie wollten es mir verheimlichen — ich merkte es aber bald. Ein Kerl von Sozialdemokrat, ein Agitator der schlimmsten Art, wird seine Hetzrede dort halten und Öl ins Feuer gießen. — Und wer, meinst Du wohl, wer hat die Schuld an dem ganzen Unheil? Herr Pastor Werder! Elses Pastor! Niemand anders!"

Kaum hatte der Kommerzienrat den Namen des Pastors genannt, da wandte Margarete tief das Antlitz zur Erde.

Der Kommerzienrat merkte nichts von ihrer Erregung.

„Die Leute hier waren anspruchsvoll genug. Da kommt er und faselt von Menschenrechten und unwürdiger Behandlung. Um die Menschen noch ganz toll zu machen, läuft er sogar in ihre Wohnungen. In ihre Wohnungen! Ich bitte Dich, was hat ein Pastor solche Besuche zu machen? Und richtet Familienabende ein für die Herren Arbeiter und deren Frau Gemahlinnen und macht ihnen die Köpfe heiß mit allerlei unverdaulichem Gewäsch. Da ist es kein Wunder, wenn auch mit den Älteren jetzt kaum auszukommen ist. Daß die Kirche so etwas duldet — es ist unerhört!"

„Er hat aber auch seine Feinde unter den Arbeitern," sagte Margarete sehr schnell.

„Ja, einige von den Jüngeren — den Görz und wie die Kerle heißen. Darum will er sie auch fort haben, der kluge Heilige! Sie verderben ihm das Spiel. Sieh,

hier ist ein Brief von ihm. Ich bekam ihn eben, als ich aus der Fabrik ging. Du kannst ihn lesen."

Mit einer gewissen Hast ergriff Margarete das Papier, auf dem sie Werders große, steile Schriftzüge erkannte.

„Er rät mir mit den dringendsten Worten, Klaus Görz und seine Freunde so schnell wie möglich zu entlassen. Sie seien die Rädelsführer der ganzen Sache. Besonders Klaus Görz sei von gefährlichem, heimtückischem Charakter, die meisten seiner Freunde seien kaum besser. Als ob ich nicht froh wäre, wenn die Leute nicht von selber ihre Arbeit niederlegten. Und der Görz ist bei all seiner Unverschämtheit noch einer der Tüchtigsten und Fleißigsten. Er arbeitet vorläufig auch noch. Aber natürlich — seine Heiligkeit wollen den unbequemen Mann gerne los sein."

„Klaus Görz, ist das nicht der Mann?" — —

Margarete hatte es aus dem tiefen Sinnen heraus gesprochen, in das sie gesunken war.

„— Der damals den Streit hatte mit dem Pastor wegen der leidigen Abendmahlsgeschichte. Ja, die vergessen sie ihm so bald nicht! War ja auch eine bodenlose Unverschämtheit, ein unbescholtenes Mädchen aus der Kirche zu treiben, nur weil sie den Abend vorher getanzt hatte. Na, der Görz wartet nur auf die Gelegenheit, es ihm einzutränken — Du sollst sehen!"

Margarete hat sich von ihrem Platz erhoben — ihre Wangen sind gerötet, ein Wort drängt sich auf ihre Lippen

— sie weist es zurück — wieder will sie sprechen — sie kämpft einen schweren Kampf.

„Dabei fällt mir ein," fährt der Kommerzienrat fort, immer noch, ohne die gährende Erregung im Herzen seiner Tochter zu bemerken — „es war unklug von Dir, daß Du an Elsens Einsegnungstag der Kirche so auffällig fern bliebst. Du kennst meine Ansichten — aber Du durftest es dieses Mal nicht — Deiner Schwester wegen nicht und auch der Leute wegen nicht — gerade an solchem Tage nicht. Ich habe es Dir bereits einmal gesagt — ich weiß, daß Dein Verhalten unliebsames Aufsehen erregt hat — ich hörte es heute morgen noch. Eine gewisse Kirchlichkeit hat für unsereins stets sein Gutes. Du hast mir geschadet bei den besser Gesinnten, die auf ihre Religion halten — ich kann Dir den Vorwurf nicht ersparen."

Die Stimme des Kommerzienrats klingt gereizt — so hat er noch nie zu seiner Tochter gesprochen.

Siedend heiß steigt Margarete das Blut in das Antlitz empor — sie kämpft nicht mehr.

„Du machst mir Vorwürfe, daß ich an jenem Sonntag der Kirche fern blieb, und Du weißt nicht einmal, warum ich es that. Nun gut, so will ich es Dir sagen."

Sie hielt einen Augenblick inne — sie schien sich zu besinnen.

Noch ist es Zeit — noch ist das verhängnisvolle Wort nicht gesprochen.

Hätte Margarete in diesem entscheidenden Augenblick nur ein wenig ruhige Überlegung gehabt, hätte sie geahnt, was für eine verhängnisvolle Folge von Haß und Leidenschaft und Verwirrung ein einziges schnelles Wort für das Leben anzurichten vermag — sie hätte gezaudert, hätte sich besonnen — aber zu heiß pulsiert das jugendliche Blut in den Adern, zu gebietend fordert es seine Rechte.

„Warum ich an Elsens Einsegnungstag nicht in der Kirche war? Weil man es mir verboten hatte, Vater, weil ich nicht kommen durfte!"

„Verboten?! Dir?! Wer?"

Und der Kommerzienrat lachte laut auf, als mache sie einen Scherz mit ihm.

„Der Pastor — Elsens Pastor!"

Noch einmal lacht der Kommerzienrat kurz auf — aber die grauen Augen starren sie sprachlos an, und in ihrer Tiefe blitzt es auf wie furchtbares Unheil verkündend.

„Rede — rede deutlich," stößt er hart zwischen den Zähnen hervor.

„Du weißt, Vater — ich war Sonnabend bei Gerbers nach Birkenfelde zu einem unschuldigen Familienfeste eingeladen. Der Pastor Werder war unmittelbar vorher bei mir. Er stellte mir mit wenigen Worten die Alternative, entweder auf dieses Fest oder auf die kirchliche Feier am nächsten Sonntag zu verzichten. Als ich mich weigerte, Vater —"

„Als Du Dich weigertest —?"

„Da drohte er, mir gegenüber dasselbe Verfahren anzuwenden, wie gegen die Braut von Klaus Görz.“

Margarete, was hast Du gethan!

Der Kommerzienrat ist bei ihren letzten Worten in die Höhe geschnellt, die bleichen Lippen sind fest auf einander gekniffen, die linke Hand ist geballt, dunkelblau ist die Ader auf seiner Stirn angeschwollen — in den sonst so kalten Augen lodert es in Haß und Zorn.

Ein langes unheimliches Schweigen, — die Stille vor dem Gewitter — endlich hat der Kommerzienrat Worte gefunden.

„Das — das hat er gewagt?! Er soll es büßen — büßen — tausendfach büßen!“

Heiser ringt es sich aus der Kehle wie ein grimmer Wutschrei.

Margarete ist entsetzt. Wohl hat sie glauben müssen, daß diese Mitteilung den stolzen Vater in Harnisch bringen würde, daß sie aber eine derartige Wirkung auf ihn hervorrufen würde, das hat sie nicht geahnt.

Sie sucht ihn zu besänftigen, sie streichelt seine Hände, sie sucht ihm die Sache in einem milderen Lichte darzustellen.

Jetzt ist alles zu spät.

„Zurückstoßen wollte er Dich! Eine Schmach sondergleichen hat er Dir angethan und in Dir mir, meinem Namen, meinem Hause! Genugthuung muß ich haben — und sie wird mir werden, verlasse Dich auf mich! Warum

aber sagst Du mir das jetzt erst, warum erfuhr ich es nicht sofort?"

„Weil ich Deinen Zorn fürchtete, Vater — hätte ich geahnt, daß Dich diese Thorheit so außer Fassung bringen könnte — ich hätte sie Dir nie erzählt."

„Ich bin ruhig — ganz ruhig, liebes Kind — doch was ist das — hörst Du nichts?"

Margarete horcht auf.

Wie ein Wogen und Brausen und Murmeln und Getöse klingt es ihr an das Ohr — aus der Ferne kommend, dumpf und wieder verhallend — dann mit einem Male näher und immer lauter und deutlicher.

Sie ist ans Fenster getreten — hohe Staubwolken wirbeln von der Straße empor — der Aprilwind zerteilt sie schnell — ein Trupp Arbeiter wird hinter ihnen sichtbar.

Es sind Leute aus der Fabrik — sie machen vor der Thür halt.

Der Kommerzienrat ist ihr an das Fenster gefolgt — die Schatten auf seinem Antlitz sind noch finsterer geworden — — — — — — — — — — — — —

Der Diener tritt ein.

„Drei Arbeiter wünschen den Herrn Kommerzienrat zu sprechen — sie kommen in dringender Angelegenheit — Klaus Görz heißt der eine" —

Die Blicke von Vater und Tochter begegnen sich — nur für eine Sekunde — aber was Margarete im Auge

des Vaters gelesen, sagt ihr alles — ein Schauer fliegt über ihren Leib.

„Aha,“ murmelte der Kommerzienrat, „eine herrliche Deputation. Sie wollen Forderungen stellen. Schon gut — sie mögen eintreten.“

Der Diener hat sich entfernt.

Auch Margarete will gehen.

Da mit einem Male ruft der Kommerzienrat sie zurück.

„Ich suche den Brief — den vom Pastor, den ich Dir vorhin gab — Du mußt ihn noch haben.“

Nur widerwillig scheint Margarete das zerfaltete Papier zu geben, das sie in der Hand trägt. — Ist es Absicht gewesen, daß sie es so lange bei sich behalten hat?

Sie ist auffallend bleich — das Auge, das mit einem langen, suchenden Blick auf dem finsteren Antlitz des Vaters weilt, hat jeden Glanz verloren.

Sie ist in ein Nebengemach getreten, das von dem Arbeitszimmer des Vaters nur durch eine Portiere getrennt ist.

„Der Augenblick ist gekommen,“ murmelt der Kommerzienrat zu sich selber sprechend, „jetzt gilt es zu handeln.“

Er hat sich mit dem Anschein größter Ruhe an seinen Schreibtisch gesetzt. — Der Brief des Pastors, sorgfältig zurecht gefaltet, liegt vor ihm auf der Schreibmappe.

Der Diener öffnet die große Flügelthür — in ihren Fabrikkitteln treten drei Arbeiter ein — Klaus Görz an der Spitze.

„Wir haben einige Forderungen an den Herrn Kommerzienrat zu stellen."

„Forderungen?! — Nichts habt Ihr zu fordern!"

Der Kommerzienrat ist nicht von seinem Stuhle aufgestanden — er hat sich kaum in ihm bewegt — nur jetzt wendet er das strenge Antlitz mit den gebietenden Augen, aus deren Tiefe noch der heiße Zorn funkelt, auf die Eintretenden.

Sie sind eingeschüchtert — selbst Klaus Görz kommt für einen Augenblick aus der Fassung — die grünen Augen blicken etwas hilflos.

Aber er darf sich vor seinen Kameraden, deren Abgott er ist, keine Blöße geben —

„Oho, Herr Kommerzienrat," antwortet er mit trotziger, aber stockender Stimme, „nichts für ungut — ein Arbeiter hat doch auch seine Rechte."

„Die ich Euch nie abgesprochen habe — darüber hinaus aber giebt es für Euch keine Forderungen — höchstens Bitten."

Er hat es noch härter und barscher gesprochen als vorher. Er kennt seine Leute. Er weiß, daß dieser Klaus Görz, der so großthuerisch und vorlaut aufzutreten weiß, der jämmerlichste Feigling der Welt ist, sowie er den Stärkeren gefunden. Er kann kaum ein Lächeln jetzt unterdrücken über die verdutzte Miene des Maulhelden, über die grünen immer verlegener und hilfloser blickenden Augen —

„Was also wollt Ihr, Ihr Klaus Görz und Ihr Malhans und Steffens — aber etwas schnell, ich habe nicht so viel Zeit zu verlieren wie Ihr.“

„Nu — wenn den Herrn Kommerzienrat das Wort Forderungen so verdrießt, dann können wir ja auch ein anderes sagen — was meint Ihr?“ wendet sich Klaus Görz zu seinen Genossen, die ihm ängstlich zuwinken.

„Also — drei Bitten haben wir an den Herrn Kommerzienrat.“

„Das hört sich anders an — sprecht.“

„Erstens wünschen wir die Taxe verdoppelt für die Nachtarbeit.“

„Gewähre ich.“

„Zweitens möchten wir eine erhöhte Taxe für die Überschlagsstunden am Tage eingeführt wissen.“

„Gewähre ich.“

Klaus Görz sieht mit listigem Lächeln seine Genossen an — auch diese verziehen grinend den Mund. Diese schnelle Bereitwilligkeit hatten sie sich bei dem gestrengen Herrn nicht träumen lassen. Sie hat ihnen Mut gemacht — zu der letzten schwersten Bitte.

„Drittens,“ beginnt Klaus Görz und stockt.

„Nun — drittens.“

„Drittens muß der Herr Kommerzienrat, wenn wir die Arbeit beibehalten sollen, die heute morgen entlassenen Arbeiter wieder in den Dienst einstellen. Sowie dies ge-

schieht, nehmen die anderen Genossen, die heute gestreikt haben, die Arbeit wieder auf."

Das ist die bitterste Pille. Der Kommerzienrat ist in heißem Unwillen von seinem Stuhle aufgestanden — schon will er eine kurze abschlägige Antwort geben — dann besinnt er sich.

„Gewähre ich," sagte er zum dritten Male.

Die Arbeiter triumphieren. Mit einem kurzen Gruße wollen sie sich entfernen und den anderen, die da draußen harren, die Freudenbotschaft überbringen — da ruft sie der Kommerzienrat zurück.

„Ihr seht, meine Freunde," sagte er mit mühselig erzwungener Leutseligkeit, „daß ich durchaus der harte Herr nicht bin, als den man mich gerne verschreit. Stets werde ich Bitten erfüllen, wo es nur möglich ist, mag es auch noch so schwer fallen. — Nur eins muß ich von Euch unter allen Umständen verlangen."

Er macht eine gewichtige Pause und sieht sie dabei mit seinen durchdringenden Blicken der Reihe nach an.

„Das muß ich als Herr von Euch verlangen, daß Ihr Vertrauen zu mir habt — unbedingtes Vertrauen! Daß Ihr den Mut habt, Eure Bitten und Wünsche an mich direkt zu bringen und Euch nicht feige hinter die ungeeignetste Persönlichkeit verschanzt. Eure Lage — ich gebe es gerne zu — könnte eine bessere sein. Wenn sie es nicht ist, so liegt das nur an Euch."

„An uns?“ fragte Klaus Görz sehr erstaunt.

„Nur an Euch — ich wiederhole es. Das hat mich in letzter Zeit so gegen Euch aufgebracht, daß Ihr Euch allesamt hinter diesen Pastor da schanztet, den — wie heißt er gerade — ja, den Pastor Werder — daß Ihr ihm nachlauft — wie — nun nehmt's mir nicht übel — wie eine Herde von Schafen ihrem Hirten. —“

„Wir alle nicht, Herr Kommerzienrat — nur einige wenige unter uns — ich will von dem Manne nichts wissen,“ ruft Klaus Görz.

„Nun ja, mein Lieber,“ erwidert der Kommerzienrat mit beißendem Hohne, „bei Euch wäre es allerdings schwer begreiflich. Euch hat er seine Macht ja auch schmerzlich genug fühlen lassen — oder wie, war es nicht Eure Braut, die jetzt in aller Mund ist wegen der Schande, die man ihr öffentlich angethan hat?“

Klaus Görz ist feuerrot geworden, seine Zähne graben sich in die dicken, bebenden Lippen.

Also bis hierher war die Schmach seines Mädchens gedrungen! Der Kommerzienrat verhöhnte ihn ihretwegen vor seinen Genossen!

„Ich werd' es ihm eintränken — dem Priester!“ zischt er hervor und ballt die Hände.

„Ach — wenn das alles wäre,“ sagt der Kommerzienrat — „aber Ihr allein habt nicht Grund, Euch vor dem Manne in acht zu nehmen, die anderen haben es nicht

minder. Was für thörichte Kinder Ihr doch seid bei all Eurer sonstigen Schlauheit. Dieser Pfaffe giebt Euch ein wenig Zuckerbrot und Ihr, Ihr traut ihm blindlings! Was aber thut er? Ich will's Euch sagen. Listig und feige verrät er Euch hinter Euren Rücken! Das ist's, was mir so leid thut um — Euretwillen. Ihr wollt Beweise?! Ich werde sie Euch geben."

Mit einer schnellen Bewegung hat er Klaus Görz den Brief des Pastors hingereicht.

„Seht, Kinder," sagt der Kommerzienrat und zwingt die harte Stimme zu einer gewissen Biederkeit, „der Herr Pastor, der Euch doch besser kennt, wie ich, warnt mich vor Euch mit den andringendsten Worten. Nicht vor Euch nur, Klaus Görz! Da steht noch eine ganze Liste andrer Namen, wenn ich nicht sehr irre, sind auch die Eurer beiden Freunde dabei — und manch anderer auch noch. — Eigentlich sollte ich klug sein und auf diese Warnung hören — vielleicht kommt sie nicht unrecht. Aber seht — gerade diese schleichende, hinterlistige Art eines Mannes, der als Euer Freund und Wohlthäter zu Euch kommt, ist mir widerwärtig und verhaßt. Ich wenigstens will offen gegen Euch sein. Deshalb habe ich Eure Bitten erfüllt — trotz dieses Briefes — nein gerade deshalb. Ihr könnt Euch bei dem Herrn Pastor bedanken!"

„Das wollen wir!" ruft Klaus Görz, und seine grünen Augen funkeln und glühen wie eines Tigers Augen.

„Das wollen wir!“ fallen die beiden anderen ein, und durch die rohen Gesichter zittert der Haß und die Wut in heißer Leidenschaft, „heute abend noch wollen wir's!“

In diesem Augenblick wird der Kommerzienrat von dem Diener in einer wichtigen Angelegenheit ins Kontor gerufen. Klaus Görz erspäht die günstige Gelegenheit.

Sowie der Kommerzienrat sich zum Gehen wendet, eignet er sich mit einem blitzschnellen Griff den Brief des Pastors an und verbirgt ihn triumphierend in seiner Brusttasche — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sind aus dem Zimmer gestürzt. Sie sind zu der Schar von Arbeitern getreten, die da draußen ihrer warten. Sie sprechen zu ihnen mit flammenden Worten. Sie weisen auf das Fenster des Kommerzienrats. Sie erheben drohend die Hände — sie murmeln, sie schimpfen und fluchen — ein Wort nur dringt vernehmbar aus dem wüsten, tobenden Chorus: „Auf heute abend!“ „Auf heute abend!“ so rufen sie sich einander zu und lachen dabei in wildem Hohne.

Dann entfernen sie sich langsam mit schmähenden Worten und wuterfüllten Mienen. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

An ihrem Fenster steht Margarete.

Jedes Wort, das der Vater zu den Arbeitern gesprochen, jedes Wort, mit dem sie ihm entgegnet, hat sie gehört.

Die Gestalten da draußen schwanken vor ihrem schwindelnden Blick — ihr Körper fliegt — mühsam klammern sich die Hände an den Fensterrahmen. —

Sie sieht nichts mehr, sie hört nichts mehr. Eins nur hallt wieder und wieder durch ihre Seele, das haßerfüllte Wort, das die Arbeiter da draußen sich zugerufen: „Auf heute abend!“

Sie weiß es nicht zu deuten —

Mit einem Male kommt ihr zum Bewußtsein, daß heute abend die große Arbeiterversammlung stattfinden soll, von der ihr Vater gesprochen, daß Werder seiner Gewohnheit gemäß auf ihr erscheinen würde, daß — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Warum blickst Du so bleich und abwesend in das Gewühl da unten?!

Glückselige Margarete, warum triumphierst Du nicht?

Du hast es ja, was Du so heißen Herzens ersehnt und erstrebt — Du hast ja die Rache!

Und hast sie viel größer und furchtbarer, als Du sie gehofft!

Sieh, wie sie dahin stürzt der Meereswoge gleich die aufgereizte Menge — wie die schwieligen Hände geballt zum Himmel sich erheben — wie sie grollt und tobt, wie sie schäumt und wütet, bis der dichter werdende Staub sie in Nebel hüllt und Deinen Blicken entzieht.

Sie wandern dahin — unaufhaltsam — eine Schar

wütender Racheengel, Gericht zu halten über den Mann, der sie geliebt und gesucht, und den sie hassen wie ihren Todfeind, der es gewagt, auch Dich in Deiner Größe und Vornehmheit zu beleidigen, und der bitter dafür nun bluten muß —!

Siebentes Kapitel.

Es ist am späten Abend.

Die Arbeit in den Fabrikräumen des Kommerzienrates ist lange beendet, aber Feierstunde ist es darum doch nicht.

Durch die dunkelen schmutzigen Straßen wogt es hin und her. Männer und Frauen stehen in Gruppen eifrig sprechend, lebhaft gestikulierend. Der Namen des Pastors wird überall genannt. Die Meinungen sind geteilt, sie stoßen hart aneinander. Die einen verteidigen ihn, — um so mehr verwünschen ihn die anderen.

Die Frauen stehen ausnahmslos auf seiner Seite, auch die verheirateten Männer, aber die jüngeren machen ihrem Hasse in grimmigen Worten Luft. Die Mädchen, die aus der Fabrik kommen, halten es mit den jungen Arbeitern, sie überbieten diese und verhöhnen den Pastor in häßlichen, oft obscönen Worten.

Indessen wälzen sich immer dichter werdende Züge zu dem großen Saal im „Blauen Hirsch", in dem heute die lange angekündigte Arbeiter-Versammlung stattfinden soll. Ein bekannter sozialistischer Redner aus der nahen Haupt-

stadt hat sein Erscheinen zugesagt, und das muß ihr eine besondere Anziehungskraft verleihen. Am Eingange und in unmittelbarer Nähe des großen Wirtshauses staut sich die Menge. Viele scheinen keinen Einlaß zu finden — raisonnierend und scheltend und fluchend bleiben sie auf der Straße stehen — ab und zu versuchen sie einen Vorschub und dringen im geschlossenen Knäuel gegen die Hauptthür vor, die Gendarmerie treibt sie wetternd zurück, sie ist bedeutend verstärkt und waltet nach Kräften ihres Amtes, aber sie hält nur mit großer Mühe die Ordnung aufrecht.

Ahnungslos von allem, was um ihn vorgeht, hat Werder seine gewohnte Besuchstour gemacht.

Er benutzt zu ihr stets den Abend, weil er dann auch die Männer zu Hause findet.

Die wachsende Bewegung auf der Straße fällt ihm zwar auf, er schreibt sie aber der großen Versammlung am Abend zu. Auch das entgeht ihm nicht, daß ihn heute öfter wohl als sonst ein haßerfüllter Blick trifft, ja, daß hier und dort ein häßliches Wort hinter ihm laut wird.

Er weiß aber, daß er viele Feinde unter der Arbeiterbevölkerung hat, besonders seit jener Affäre mit der Braut von Klaus Görz, die so viel böses Blut gemacht.

Er hat sich an diesen Haß allmählich gewöhnt, er berührt ihn so wenig wie er in der Regel dem etwas anzu-

haben vermag, der das Beste will und seine Person der Sache unterthan macht. — — — — — — — — —

Er hat seine Besuchstour beendet. Er ist auch in den Häusern mehr befangenen, ängstlichen, ja mißtrauischen Gesichtern begegnet als sonst. Alles das hat ihn nicht irre gemacht.

Jetzt will er, einer alten Gewohnheit folgend, noch einen kurzen Besuch bei Körners machen.

Die kranke Marie empfängt ihn mit strahlendem Gesicht. Die Besuche des Pastors sind das Labsal ihres armen Lebens! Tage lang freut sie sich auf die stillen Abendstunden, an denen sie Werder erwarten darf. Auch die Mutter ist sehr glücklich darüber und dankbar.

In ernstem Gespräch, in das sich auch manches heitere Wort mischt, vergeht die Zeit. In die weltabgeschiedene Stille dieser Krankenstube ist noch nichts gedrungen von all der Leidenschaft und dem Haß und der Verfolgung, welche da draußen an den Gemütern zehren.

Die einfachen, aber sorgsam gehegten Blumen an dem kleinen Fenster blühen und duften, die blinkende saubere Lampe brennt so traulich und hell, der Geist peinlichster Reinlichkeit und Freundlichkeit erhellt die Krankenstube, die jüngeren Geschwister Maries schmiegen sich an das Bett der Schwester oder an den Pastor, der ihnen längst kein Fremder mehr ist, und den sie lieben, so ernst und bleich er auch manches Mal dreinschaut. Auf dem Herde brodelt

das Feuer lustig knisternd und seinen Abglanz in die stille Stube werfend.

Frau Körner bereitet das Abendbrot für den heimkehrenden Mann.

Wo er heute nur bleiben mag?

Er pflegte doch sonst unmittelbar nach der Arbeit nach Hause zu kommen, und heute wird es später und immer später.

Frau Körner fängt an besorgt zu werden, auch auf Maries bleiches Antlitz legen sich ängstliche Schatten.

Endlich lauschen beide auf — ein wohlbekannter, schneller Schritt —

Er ist's! Der Vater.

Kaum aber ist Körner ins Zimmer getreten, da werden die Schatten auf Maries Zügen noch dunkler, und sorgenvoller noch blickt Frau Körner in das Antlitz ihres Mannes.

So finster hat sie dieses Antlitz nie gesehen — selbst damals nicht in den schweren Zeiten drückender Arbeitslosigkeit.

Was kann geschehen sein?

Und sie braucht nicht lange auf die Lösung zu warten. Ihr Mann giebt ihr einen kurzen Wink und zieht sie dann beiseite in das kleine Nebenkabinett.

Als beide nach einem kurzen, leise geführten Gespräch wieder heraustreten, entgeht es Maries angespannter Aufmerksamkeit nicht, daß die Mutter jetzt fast noch sorgenvoller blickt als der Vater.

Nur Werder scheint von alle dem wenig bemerkt zu haben.

Er erhebt sich, als gerade die Uhr die achte Stunde kündet, mit einer raschen Bewegung.

„Um Gotteswillen, es ist die höchste Zeit für mich. Da sitze ich hier und verschwatze die Zeit und versäume gar noch die große Arbeiterversammlung im „Blauen Hirsch". Zum Anfang komme ich schon keinesfalls mehr —"

Er nimmt den Hut, reicht Marie die Hand und will gehen.

Da tritt ihm Körner schnell entgegen.

„Nichts für ungut, Herr Pastor — aber auf diese Versammlung dürfen Sie nicht gehen."

Werder lacht.

„Sind Sie bei Sinnen, Körner?"

„Sie dürfen nicht gehen — heute nicht — ich beschwöre Sie darum."

Er hat es noch viel andringender und bestimmter gesagt.

Werder sieht ihn erstaunt an.

„Weshalb sollte ich zurückbleiben?"

„Weil es heiß hergehen wird auf dieser Versammlung. Die Arbeiter sind erbittert — immer noch — trotz der Zugeständnisse, die der Kommerzienrat ihnen heute gemacht. Und nicht mit Unrecht. Sie wissen, ich bin darin unverbesserlich — ich stehe in diesem Punkte ganz auf ihrer Seite — nur suche ich ruhigere Wege zum Ziele als sie.

Der Redner heute abend wird sie noch mehr aufreizen. Er versteht das. Ich kenne ihn."

„So gehe ich erst recht, um sie zur Vernunft zu führen."

„Sie dürfen nicht."

Der Arbeiter hat sich vor die Thür gestellt, um dem Pastor den Austritt zu verwehren.

Das aber wird diesem zu viel.

„Sie sind toll, Körner. Machen Sie mir Platz! Und zwar augenblicklich!"

Er hat es in gebietendem, fast hartem Ton gesagt. Körner wirft das Haupt hintenüber.

„Nun," sagt er mit einem Anflug von Trotz, „ich sage es Ihnen nicht gerne, wenn Sie es aber durchaus wissen wollen, so soll es sein. Die Erbitterung der Menge richtet sich dieses Mal nicht gegen den Kommerzienrat, sondern gegen Sie, Herr Pastor! Es ist etwas im Gange gegen Sie, — etwas Schlimmes!

Man hat es mir verbergen wollen, weil man mich für Ihren Freund hält — ich weiß es aber genau. Die Jüngern sind gegen Sie empört — seit langer Zeit. Heute aber, ich weiß nicht wodurch, ist die Wut gestiegen.

Sie wollen Rache nehmen an Ihnen für die Zurückweisung damals — sie haben einen teuflischen Plan ausgeheckt — heute abend soll er ins Werk gesetzt werden."

Einen Augenblick stutzt der Pastor — sein Antlitz ist bleicher denn je.

„Darum, Herr Pastor dürfen Sie nicht gehen,“ fährt Körner mit andringender Stimme fort, „es könnte Ihr Amt Sie kosten.“

„Deshalb gerade werde ich gehen — ich danke Ihnen, Körner. Sie haben's gut gemeint — ich weiß das, aber ich fürchte diese Feinde nicht. Ich stehe unter dem Schutze eines Höheren. Und der heißt mich gehen.“

Er hat alle seine Ruhe wiedergefunden. Etwas Großes, fast Verklärtes liegt auf seinen edlen Zügen.

Mit dem starken muskulösen Arm schiebt er den Arbeiter von der Thür und geht nach einem kurzen Händedruck an ihm vorbei ins Freie. Mit einem unterdrückten Aufschrei ist Marie in die Kissen zurückgesunken.

Da tritt Körner an sie heran. Die schwielige, derbe Hand legt sich sanft und beschwichtigend auf die ihre, die blaß und abgezehrt ist.

„Sei ruhig, meine Tochter. Ich bleibe bei ihm, ich gehe nicht von seiner Seite. Kein Haar sollen sie ihm krümmen.“

Er nimmt die Mütze und verläßt das Zimmer. In einiger Entfernung folgt er Werder, ohne daß dieser ihn bemerkt, durch den dunkeln, regnerischen Abend.

Kein Raum in dem gewaltigen Saal im „Blauen Hirsch“ ist unbesetzt.

Kopf an Kopf staut sich die Menge, meistens Arbeiter in rußigen Kitteln, hier und da einige besser gekleidete Handwerker — auch Frauen und Mädchen befinden sich in der Versammlung — vereinzelt zwar, um so mehr aber durch ihr auffallendes Gebahren die Stufe kennzeichnend, auf die sie herabgesunken.

Eine unerträgliche Atmosphäre herrscht in dem großen, aber niedrigen Saale — Rauchwolken schlechten, stinkenden Tabaks steigen an die Decke und mischen sich mit dem Knäuel von Staub und Schmutz, der vom Fußboden und den Balken emporwirbelt. Die Gasflammen flackern und qualmen und pusten und singen und verbreiten jenen eigentümlichen süßen Geruch, der dem Gase eigen ist, und der sich widrig nun eint mit dem penetranten, immer unausstehlicher werdenden Duft, der von den schmierigen und schmutzigen Arbeitskitteln ausgeht, den eine so dicht gedrängte Versammlung naturnotwendig verbreitet. Eine geradezu wahnwitzige Hitze herrscht in dem vollgepfropften Saale — immer betäubender und erstickender wird die pestgeschwängerte Luft.

Das alles ficht die zusammengewürfelte Versammlung wenig an. Mit offenem Munde und glotzenden Augen lauscht sie dem auffallend häßlichen Redner, der eine diesen Leuten eigene Kunst besitzt, so aufreizend und kitzelnd wie möglich zu sprechen und doch haarscharf nur bis an die Grenze heranzutreten, deren einmalige Überschreitung

die Auflösung der Versammlung sofort zur Folge haben würde.

Sowie er jedoch mit einem besonders kühnen Ausfall der gefährlichen Grenzlinie sehr nahe kommt, wirft der gestrenge Amtsvorsteher, der heute in eigener Person diese Versammlung bewacht, dem ihm gegenübersitzenden Gendarmen einen kurzen bedeutungsvollen Blick zu — die Menge nimmt aber gerade diese Ausfälle mit besonderem Wohlgefallen hin.

Und wenn sie, ihrem rohen Beifall Ausdruck zu geben, nun lacht und schreit und johlt und in die plumpen, harten Hände stößt und mit wüstem Trampeln und Stampfen den Fußboden bearbeitet, dann steigt der Staub und Schmutz und Qualm nur um so undurchdringlicher zu der balkendurchzogenen Decke empor, dann bebt und kracht der Erdboden, als wolle er brechen und bersten. Die Gasflammen singen und zischen und flackern, als wollten sie verlöschen, und die massiven eisernen Leuchter, die von der Decke herabhängen, zittern und schwanken und dröhnen, als wollten sie mit donnerndem Gepolter bei dem nächsten Stoß zur Erde stürzen.

So will's die Menge — das ist ihr Leben, ihre Freude — hier ist sie in ihrem Element!

Unbeirrt aber um das alles hält der Mann dort oben seine Hetzrede — aus dem mageren Gesicht treten die eckigen Backenknochen scharf hervor, das blonde Haar fällt in dichten

Strähnen auf die niedrige häßliche Stirn — die grauen Augen schimmern gläsern in die Menge hinein — ab und zu nur senden sie einen verstohlenen Blick auf den Amtsvorsteher, der in immer bedenklicherer Würde auf seinem Posten sitzt.

Die Aufmerksamkeit, die bis jetzt fast ungeteilt dem Redner gefolgt war, weicht allmählich einer gewissen Unruhe — sie geht von den vordersten Reihen aus, in denen Klaus Görz mit seinen edelen Freunden thront, sie pflanzt sich bald fort bis hinein in die Mitte, ja bis ans Ende des langgestreckten Saales — ein Nicken, ein Flüstern, ein Fragen, ein Achselzucken geht von Reihe zu Reihe — die Augen schweifen immer suchender nach dem Eingange, als erwarte man jemand, der immer noch nicht kommen will.

Ob er heute wirklich nicht erscheinen wird — ob der Herr Pastor gar noch im letzten Augenblick Wind bekommen hat von dem, was man gegen ihn im Schilde führt?"

Klaus Görz und seine Freunde werden immer nachdenklicher — sie hören schon gar nicht mehr auf die Worte des Redners, die, je sinnloser und thörichter sie werden, um so pathetischer und aufdringlicher in den Saal hineingedonnert werden.

Auch viele andere aus der Versammlung schauen verdrießlich und enttäuscht drein. Sie haben zwar nichts gegen den Pastor einzuwenden, aber sie haben gehört, daß es seinetwegen heute hier zum Skandal kommen soll, und daß sie dann weidlich mitmachen werden, ist ausgemachte Sache;

denn ein ehrlicher, tüchtiger Skandal gehört zu einer Volksversammlung, und der Gedanke, daß man sie mutwillig um denselben bringen könnte, macht sie traurig.

Eure Sorge ist unbegründet, ihr Volksbeglücker!

Werder kennt die Gefahr, aber er fürchtet sie nicht.

Leise knarrend öffnet sich die schwere Thür — durch allen Rauch und Qualm und Nebel hindurch wird eine ernste hohe Gestalt sichtbar im langen, anschließenden Rock — ohne Zögern tritt sie in den Saal.

„Er ist's! Er ist's!" so geht es von Mund zu Mund, „wahrhaftig, der Pastor ist gekommen!"

Einer flüstert es dem andern zu — die grünen Augen von Klaus Görz funkeln und glühen — die Mienen der Mißvergnügten klären sich auf — man stößt sich mit den Ellenbogen an, man wendet sich immer auffälliger nach dem Eingang.

Werder fühlt, daß er die ganze Aufmerksamkeit erregt, er steht ruhig mit verschränkten Armen im Hintergrunde des Saales — all die haßerfüllten Blicke, die giftigen Pfeilen gleich ihn treffen, prallen wirkungslos an seiner gemessenen Festigkeit ab, die stichelnden, flüsternden Reden, die bis an sein Ohr dringen, berühren ihn nicht — aufmerksamer als die anderen alle hört er auf die Worte des Redners.

Mit diesem hat man sich durch ein Zeichen verständigt. Das abgekartete, feige Spiel beginnt, sowie Werder den Saal betreten.

Der Redner verläßt blitzschnell sein Gebiet und ergeht sich in den härtesten und ungerechtesten Ausfällen auf die Kirche und ihre Vertreter. Er beschuldigt sie, daß es ihr Metier ist, es überall mit den Reichen und Besitzenden zu halten, daß sie um so heuchlerischer mit den Armen kokettieren, nur um sie bei der ersten besten Gelegenheit an ihre Feinde zu verraten.

Mit feierlich-emphatischen Warnungstiraden vor ihnen und ihrer Politik schließt er unter dem immer lauteren Beifallsklatschen der entfesselten Menge.

Und dieses Beifallsschreien, diese traurige Verblendung von Menschen, die er zu suchen und zu retten für seine Lebensaufgabe erkannt, greift Werder mit so heißem Schmerze in die Seele, daß vor ihm auch das letzte Bedenken, die leiseste Vorsicht schweigt. —

„Ich bitte ums Wort!“

Eine feste Stimme hat es in die Versammlung hineingerufen, so wie der betäubende Lärm sich einigermaßen gelegt hat — vergebens suchen Körner und eine geringe Anzahl gleichgesinnte ältere Arbeiter den Pastor zurückzuhalten.

Richard Werder ist bereits durch die Menge, die ihm murrend und feindlich weicht, bis an das Podium vorgedrungen.

Mit katzenartigem Sprung aber hat Klaus Görz vor ihm die Rednertribüne erreicht.

Laut und dröhnend läßt er die klappernde Glocke ertönen, der Aufregung und dem Lärm Schweigen gebietend.

„Herr Pastor Werder hat sich zum Wort gemeldet — ich aber als der Einberufer dieser Versammlung frage die ehrenwerten Genossen, ob sie den Herrn Pastor hören wollen oder nicht.“

Ein Gewirr und Gewoge auseinandergehender Meinungen ist die Antwort. „Nein — nein,“ ertönen anfangs einzelne Rufe, aber sie bleiben in der Minorität — eine entgegengesetzte Strömung bricht sich Bahn: „laßt ihn reden —, wir wollen ihn hören — ja, ja, reden lassen!“ ruft die Menge im Chor.

Klaus Görz verläßt die Tribüne — Werder betritt sie.

„Meine Freunde,“ beginnt er — weiter kommt er nicht.

„Freunde?“ hallt es wieder im dumpfmurmelnden Chor. — „Freunde?“ pflanzt es sich lauter von Reihe zu Reihe fort — „Freunde?“ tönt es hämisch und spottend und beißend durch den Saal — „Freunde?! — wer sind seine Freunde?!“ ruft eine rohe Stimme. „Wir nicht — wir alle nicht! — Abtreten soll er — wir wollen ihn nicht hören — fort mit ihm — herunter von der Tribüne! Fort! Fort!“

Totenbleich steht Werder da — seine Hand zittert — Die großen dunkelen Augen blicken fragenden Entsetzens auf die entfesselte Menge. — Er will noch einmal das Wort ergreifen, er nimmt seine ganze Kraft zusammen —

sowie er zu sprechen beginnt, wächst der Skandal immer lauter an — man zischt ihn aus — man schreit ihn nieder.

Mühsam nur hält sich Werder an dem Rednerpult — vor seinen Augen schwindelt es. —

„Was habe ich gethan? Womit habe ich das verdient?“ ringt es sich aus seinem gequälten Herzen.

Der Amtsvorsteher hat sich erhoben. — Klaus Görz merkt, daß die Lage kritisch wird — zu einer Auflösung will er es jetzt noch nicht kommen lassen, der Pastor ist noch nicht genug gedemütigt — nachher mag der Amtsvorsteher thun, was er will.

Er steht auf der Tribüne, welche der Pastor mit schwankendem Schritt verlassen hat — er schwingt die mißtönende Glocke — feierliche Ruhe herrscht im Saale.

„Einen Augenblick noch gebt mir Gehör, Genossen! Laßt mich in Euer aller Namen Rede und Antwort stehen dem Herrn Pastor. Er fragt uns, was er uns gethan, womit er unser Verhalten verdient hat?

Ich will's ihm sagen.

Er hat sich für unseren Freund ausgegeben, der er nie gewesen — er hat es fertig bekommen, freundlich zu uns zu thun, um uns hinter unseren Rücken an unsern Arbeitgeber auszuliefern —“

Laute Rufe der Entrüstung fliegen durch den Saal — ein neuer Tumult will sich erheben — Klaus Görz aber schwingt aufs neue energisch die klappernde Glocke.

„Geduldet Euch einen Augenblick noch, Genossen, gebt mir ruhig Gehör, damit ich beweisen kann, was ich sagte!“

Und während atemlose Stille herrscht, nimmt er einen Brief aus der Hosentasche und beginnt zu lesen.

Es ist das Schreiben, in dem der Pastor dem Kommerzienrat die Entlassung einiger sozialistischer Rädelsführer unter den Arbeitern rät.

Klaus Görz nennt sie alle bei Namen — die meisten befinden sich in der Versammlung.

„Und nun frage ich Euch?“ ruft Klaus Görz mit erhobener Stimme in den Lärm hinein, der nach dem Lesen dieses Briefes machtvoll anschwillt — wie nennt man den Mann, der solches thut?

Einen Verräter nenne ich ihn — einen feigen, hinterlistigen Verräter!“

„Verräter! Verräter!“ donnert es zurück im hundertstimmigen, wilden Chor. Alle rohen Instinkte der Menge, die so lange noch geschlummert, jetzt sind sie zum Leben geweckt, die haßerfüllte, mühsam zurückgehaltene Leidenschaft fordert gebietend ihre Rechte. Ein wüster, sinnenverwirrender Lärm tobt, jeden Zwanges frei, durch den Saal — ein Schreien und Trampeln, ein Zischen und Pfeifen, daß Stühle und Tische krachend und polternd zur Erde fallen und das ganze Gebäude in seinen Grundvesten erbebt, als schüttele es ein wütender Orkan.

Der Amtsvorsteher hat längst die Versammlung auf-

gelöst — Gendarmen dringen in den Saal. Sie brauchen Werder nicht zu schützen.

Körner hat sein Versprechen gehalten.

Er ist ihm nicht von der Seite gegangen.

Als er die Gefahr bemerkte, der Werder ausgesetzt war, hat er einige gleichgesinnte Freunde um sich gesammelt — sowie der Sturm losbrach, haben vier starke Arme Werder erfaßt und ihn in Sicherheit gebracht.

Achtes Kapitel.

„Hast Du's gehört, es soll unglaublich gewesen sein."

Der Kommerzienrat sagt es mit triumphierender Miene.

Margarete sitzt ihm schweigend gegenüber am Frühstückstisch.

„Ein Skandal sondergleichen — so etwas ist überhaupt in der ganzen Gegend noch nicht vorgekommen. Den Saal haben sie beinahe bombardiert."

Margarete neigt sich über ihre Tasse.

„Es ist aus mit ihm, total aus! Gott sei Lob und Dank, daß wir von diesem Volksfreund erlöst sind, daß er seine traurige Rolle ausgespielt hat — endlich!"

Er macht eine kurze Pause und reibt sich die sorgsam gepflegten Hände.

„Nun, bist Du's zufrieden?" fährt er dann fort — „warum antwortest Du nicht? Bist Du krank? In der That, Kind, Du hast selten so schlecht ausgesehen wie heute!"

Das Mädchen bringt die Zeitung herein — hastig ergreift sie der Kommerzienrat.

„Sehr gut! Trefflich! Da steht es schon brühwarm

in der Zeitung. Wahrhaftig, der Doktor hat seine Sache gut gemacht und vorzüglich geschrieben. Er hätte unter die Journalisten gehen können!

Ein unerhörtes Vorkommen — hm hm — entfesselte Wut der Volksmenge — Verräter — gefährlichster Tumult — gut, sehr fein gefingert! Sogar Bedauern noch — vorzüglich — höre den Schlußsatz:

„Wir sind die letzten, welche die Verdienste des Herrn Pastors verkennen — im Gegenteil wir müssen gestehen, selten hat unsere Vorstadtgemeinde einen so befähigten und treuen Pastor gehabt. — Gerade aber als seine wohlwollenden Freunde müssen wir sagen: Schade, daß ein solcher Mann nicht in der ihm zugemessenen, seinem Amt und seiner Stellung entsprechenden Wirksamkeit geblieben ist — schade um ihn und um die Sache! Denn soviel müssen wir leider feststellen: Nach der unglaublichen Affäre des gestrigen Abends ist Herr Pastor Werder unmöglich geworden — wenigstens für unsere Stadt und Gemeinde —“

Bravo — ja unmöglich, ganz unmöglich! Es wird in alle Zeitungen gehen — dafür soll gesorgt werden! Die sozialen Pastoren und ihr Segen — ein herrliches Feld zum Leitartikel!

Sowie es die Presse erst in dieser Weise verarbeitet, kann ihn keine Behörde der Welt mehr halten. Gute Nacht Herr Pastor Werder! Du wirst dem Lande nicht mehr schaden!“

Der Kommerzienrat war im besten Zuge — er hätte gerne noch weiter räsoniert — aber die Thür öffnete sich, und Else trat in das Zimmer. So schützte er eine notwendige Arbeit vor und begab sich früher als gewöhnlich auf seinen Weg in die Fabrik — er wollte noch neue Nachrichten sammeln über das unerhörte Ereignis des gestrigen Abends. — — — — — — — — — — —

Die beiden Schwestern saßen sich gegenüber — keine sprach ein Wort.

Else sah bleicher und angegriffener aus denn je — unter den Augen zeigten sich tiefe Schatten — die Tasse, die Margarete ihr eingeschenkt, hatte sie kaum berührt — auch von dem Weißbrot hatte sie nichts genommen.

Jetzt erhob sie sich, zog sich das Jackett an und setzte den Hut auf.

„Wohin willst Du gehen — so früh?“

Erst wollte Else nicht antworten.

Margarete wiederholte ihre Frage — dringender als das erste Mal.

„Zur Frau Superintendent will ich gehen — ich bin ihr lange einen Besuch schuldig.“

Sie hatte es mit erstickter Stimme gesagt — als Margarete aufblickte, erschrak sie vor dem Aussehen der Schwester. —

Keine Thräne glänzte in dem trüben Auge, — aber der weiche kindliche Ausdruck, der sonst in diesem Antlitz

wohnte, war geschwunden — eine ernste, fast herbe Traurigkeit lag auf den stillen Zügen.

Margarete fühlte bei diesem Anblick, daß sie alles wußte.

Ja, sie wußte alles! Wie tief sie es aber getroffen, das ahnte Margarete doch nicht.

Zu derselben Stunde saß Werder in seinem Arbeitszimmer — gebeugt und niedergeschlagen wie nie zuvor.

Er hatte das Leben kennen gelernt, hatte Niederlagen und Enttäuschungen durchringen müssen wie kein anderer. Die Verleumdung hatte er gekostet und den bitteren Haß — nichts aber hatte ihn so tief verwundet, als was er gestern hatte durchleben müssen.

Die er gesucht hatte mit seiner ganzen Seele, für die er willig sein Herzensblut gegeben hätte, sowie es ihnen nützen konnte, die hatten sich von ihm gewandt, die hatten ihn aus ihrer Mitte gestoßen, mit einer Brutalität, wie er sie nie erfahren.

Sein Wirken war in seinem Nerv durchschnitten, die höchsten Ziele, die er sich für sein Leben gesteckt, waren ihm genommen.

Er war abgethan.

Nicht seine Feinde hatten ihn gestürzt — aus der Mitte derer heraus, für die er lebte und wirkte, war sein Verdammungsurteil gesprochen.

Er war ein einsamer Mann geworden — niemand stand zu ihm, er war verachtet und allein.

Lange Zeit saß er da, in schmerzliche Gedanken versunken. — — — — — — — — — — — — —

Der Küster von St. Elisabeth trat ein.

Der Mann war ergraut im Dienste der Kirche wie sein Herr, der Superintendent.

Zu diesem Herrn schwur . . — er war sein Abgott. — Was er that und sprach, der Küster that und sprach es nach — er war sein wandelnder Schatten im Laufe der Jahre geworden.

Natürlich haßte er jede Neuerung auf dem Gebiete der Kirche — natürlich war dem alten Manne, dem das feine Verständnis seines Herrn abging, nichts so unsympathisch und zuwider, wie das Vorgehen Werders.

Dazu hatte ihn der junge Prediger, den als seinen Vorgesetzten zu betrachten er sich nur mit wachsender Bitterkeit entschließen konnte, durch eine Strenge und Genauigkeit oftmals beleidigt, wie er sie von dem Superintendenten niemals gewohnt war.

Heute lag ein seltsamer Zug um die gekniffenen Lippen des Küsters — er hatte, sowie er Werders Stube betrat, die gewichtigste Amtsmiene aufgesetzt, die ihm zu Gebote stand.

„Der Herr Superintendent,“ und bei dem Nennen dieses Namens klang seine Stimme feierlicher noch als

sonst — „der Herr Superintendent," wiederholte er, „lassen den Herrn Pastor ersuchen, in amtlicher Angelegenheit sofort zu ihm zu kommen."

Und er betonte das Wort „amtliche" besonders spitz.

Der Mann wußte alles — Werder hatte es mit einem Blick gesehen.

„Ich werde kommen — Sie können gehen!"

Als Werder die Wohnung des Superintendenten betrat, kam ihm Else entgegen, die sich eben von der Frau Superintendent verabschiedete.

Flüchtig nur hatte die Hand des jungen Mädchen die seine gestreift — kurz nur war der Blick der braunen Augen, der auf dem seinen ruhte — aber dieser eine Händedruck, dieser eine Blick hatte ihm gesagt, daß er doch nicht so allein war, wie er in seiner Bitterkeit gemeint, daß es einen Menschen gab, der mit ihm fühlte und mit ihm litt.

Der Superintendent hatte sich heute in die Unnahbarkeit des Vorgesetzten gehüllt.

Der schmale, spitze Kopf, der sich aus der steifen, weißen Halsbinde mit besonders strenger Gravität emporreckte, wandte sich nur flüchtig nach dem Eintretenden, die kalten grauen Augen schienen über ihn hinwegzublicken.

„Ist es wahr, Herr Pastor Werder, was die Zeitungen von dem gestrigen Abend berichten?"

„Es ist wahr, Herr Superintendent."

„Sie haben diese Versammlung besucht — trotz meiner Bitte, meiner ausdrücklichen Warnung?"

Werder schwieg.

„Sie sind Gegenstand der schwersten Beleidigungen geworden — unser Stand, der ängstlicher als jeder andere auf seine Würde halten sollte, ist durch diesen Abend auf das empfindlichste geschädigt. Sie haben viel zu verantworten, Herr Pastor Werder."

„Ich nehme es auf mich."

„Und noch eins," fuhr der Superintendent fort, „unser verehrter Herr Kommerzienrat war gestern bei mir. Auch er hat sich bitter über Sie beschwert. Ist es wirklich wahr, Herr Pastor — ich wollte dem Kommerzienrat kaum glauben —, ist es wahr, daß Sie — ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ausdrücken soll — daß sie seiner Tochter verboten haben — verboten — an der heiligen Feier teilzunehmen, die sie mit ihrer Schwester und ihrem Vater zusammen am Einsegnungstage in der Kirche begehen wollte."

„Ich hatte meine triftigen Gründe dazu — auch dies nehme ich auf mich, Herr Superintendent."

„Sie werden viel auf sich zu nehmen haben, Herr Pastor," sagte der Superintendent mit eisiger Kälte, „es

thut mir leid um Sie — aufrichtig leid — aber schweigen darf ich nicht länger. Sie selber wissen, was meines Amtes ist — ich habe Ihnen alles vorhergesagt.

Auch jetzt will ich offen zu Ihnen sein — Sie sollen wissen, was ich vorhabe.

Ich muß noch heute einen genauen Bericht an die Behörde schicken — verteidigen kann ich Sie nicht, ich werde mich aber auch von jeder persönlichen Eingenommenheit fern halten — im trockenen Amtsstile werde ich die Thatsache berichten, ganz ausführlich —

Aber ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß in der Stadt eine Beschwerdeschrift über Sie cirkuliert, die Ihre Entfernung aus der hiesigen Stelle fordert — die angesehensten Männer haben unterschrieben — es steht schlimm für Sie, eine Disziplinar-Untersuchung wird die Folge sein!"

Werder hatte nicht mit einer Miene gezuckt. — Erst als er wieder allein auf der Straße war, kam ein Gefühl bitterster Verlassenheit über ihn.

Die Lage war ernst für ihn, — sehr ernst.

Alles stand auf dem Spiele, und er hatte niemand, der für ihn eintrat — auch der Superintendent, der bei all seiner Kälte ein durchaus ehrlicher und persönlich stets vorurteilsfreier Mann war, hatte sich gegen ihn erklärt.

Und wozu das alles?

Er konnte die Frage nicht länger unterdrücken. Wo-

zu bringst du dich in so schwere Gefahr und wagst dein Amt, das dir lieb und wertvoll ist?

Für wen?

Für eine Menge, die dich nicht versteht, die dich verlacht mit deiner Liebe, deinem Eifer für sie, für Männer, welche dich von sich gestoßen haben, als du sie zu suchen und für sie zu kämpfen gekommen warst?

Du bist ein großes Kind — ein Narr!

Für wen? Für wen?

Er war in sein Arbeitszimmer getreten — er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt — sein Blick fiel auf die Statue des segnenden Christus, ihm war, als hätte er nie so freundlich die schützenden Hände über ihn gebreitet wie in diesem Augenblicke.

Er fragte nicht mehr: Für wen? Für wen?

Eine erquickende Ruhe, ein sicherer Friede zog durch die eben noch heiß erregte Seele.

„Böse für ihn — sehr böse!“

Der Kommerzienrat war eben aus der Fabrik nach Hause gekommen — sein Antlitz leuchtete, die Augen triumphierten.

Aber Elsens Gegenwart zwang ihn, in den Worten Maß zu halten — er sprach sogar in einem fast bedauernden Tone, der freilich im Gegensatz zu seinen Mienen ko-

misch wirkte. „Man hat die Disziplinar-Untersuchung über ihn verhängt, der Superintendent erzählte es mir eben im Vorbeigehen — thut ihm auch sehr leid, kann aber nichts daran ändern — die Sache ist im vollsten Gange —"

Else kämpfte so tapfer — sie sprach kein Wort, keine Miene rührte sich in ihrem Antlitz — aber über die bleichen Wangen liefen dicke, brennende Thränen.

Margarete sah es — ein Zittern überlief ihren Körper — sie wandte sich schnell ab und nestelte mit der schlanken Hand geschäftig über eine Handarbeit hin, ohne einen Stich an ihr zu thun — ab und zu nur warf sie einen forschenden ängstlichen Blick auf das bleiche Antlitz der Schwester.

„Und was das Schlimmste ist," fuhr der Kommerzienrat unbeirrt fort, „der Generalsuperintendent in eigener Person wird die Sache gegen ihn führen — ich kenne ihn, er ist ein strenger, unbeugsamer Mann.

Mit seinem Kommen ist die Sache für Werder so gut wie entschieden — der Superintendent meinte, es wäre nichts mehr für ihn zu hoffen — und ich fürchte, er hat nur zu recht!"

„Kommt der Generalsuperintendent hierher?" fragte Margarete mit verschleierter Stimme.

„Morgen schon will er hier sein — ein juristischer Herr, ich glaube ein Konsistorialrat, ist bereits eingetroffen, um Vernehmungen anzustellen — ich bin natürlich auch geladen" — — — — — — — — — — — — —

Der Kommerzienrat hatte nur zu recht. Die Sache stand sehr schlimm für Werder —

In der Amtsstube des Superintendenten fanden die Vernehmungen statt.

Der Konsistorialrat hatte sich dort häuslich eingerichtet. Er hatte einen Schreiber mitgebracht, der jede Aussage genau zu Protokoll buchte.

Der Kommerzienrat und viele andere angesehene Männer wurden vernommen — auch eine Reihe von Arbeitern und anderen Teilnehmern jener Versammlung waren geladen.

Einer nach dem anderen machte seine Aussage. Viele von den Arbeitern traten warm für Werder ein — andere griffen ihn heftig an.

Von den angesehenen Männern der Gemeinde fand nur selten einer ein entschuldigendes oder begütigendes Wort für ihn.

Der Armenpastor hatte sich in diesen Kreisen zu verhaßt gemacht.

Jetzt stand er selber vor dem Tribunal.

Er machte seine Aussagen ruhig und unbeirrt. Der Konsistorialrat schüttelte einige Male den Kopf.

Er schien wenig eingenommen für den Angeschuldigten.

„Der Herr Generalsuperintendent wird noch persönlich mit Ihnen verhandeln,“ sagte er geschäftsmäßig und wollte

gerade das Verhör abschließen, als mit einem Male die Thür sich öffnete und in ihrem Rahmen eine Erscheinung sichtbar wurde, wie Werder sie nie in seinem Leben gesehen, eine Erscheinung, die unvergeßlich für das ganze Leben sich einprägen mußte dem Gedächtnisse dessen, der je mit ihr in Berührung gekommen.

Eine hohe Gestalt, leicht gebeugt durch die Last der Jahre, aber gerade durch dieses Merkmal würdigen Alters Ehrfurcht gebietend wie nie eine andere — ein majestätischer Kopf, auf dem in vollem Scheitel die schneeweißen Haare lagen — ein durchgeistigtes Antlitz mit scharfgeschnittenen Linien, in denen jeder Zug lebte und sprach — zwei Augen unter dichtbuschigen, herabhängenden Brauen, aus denen das Feuer des Jünglings leuchtete und zugleich die überlegene Besonnenheit des wägenden Alters — Augen, die durch diese Vereinigung etwas unwiderstehlich Gebietendes erhielten, die unentrinnbar in ihrem Banne hielten.

So mochte ein Prophet gewandelt sein in vergangenen Tagen — einer jener Patriarchen mußte so ausgeschaut haben, von denen das alte Testament uns berichtet. — —

Streng und tadelnd ruhten diese Augen auf dem jungen Geistlichen, ein herber, mehr schmerzlicher als zürnender Zug lag um die fein geschnittenen Lippen — — — —

Der Generalsuperintendent war näher getreten.

Er reichte dem Konsistorialrat, der sich tief verbeugte, die Hand — den jungen Pastor begrüßte er mit einer flüchtigen Neigung des Kopfes, aber etwas Majestätisches lag in jeder seiner Bewegungen.

Dann vertiefte er sich in die Akten, die der Konsistorialrat ihm reichte. Und je weiter er las, um so strenger und tadelnder blickten die großen Augen, um so herber und schmerzlicher wurde das Zucken des festgeschlossenen Mundes.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Generalsuperintendent hatte sich erhoben.

„Wie traurig,“ sagte er und seine Stimme bebte, „daß die niederreißen und zerstören, welche berufen sind, zu bauen und zu erhalten.“

„Ich habe nicht niedergerissen, Herr Generalsuperintendent — ich habe nicht zerstört.“

Fest und bestimmt hatte Werder es gesagt.

In den königlichen Augen flammte es auf — ein sengender Blick zuckte nieder auf den, der diese Worte gewagt.

Aber so ruhig stand Werder dem Generalsuperintendenten gegenüber — so bescheiden und doch seines guten Rechts sich bewußt.

Die königlichen Augen weilten eine lange Zeit auf den bleichen, ernsten Zügen des Geistlichen — sie flammten nicht mehr — ein aufrichtiger Schmerz sprach aus ihrer Tiefe.

„Zerstört und niedergerissen,“ sagte der General-

superintendent mit fester, unbeugsamer Stimme, „ich muß es wiederholen.

Nicht mit Absicht haben Sie es gethan — ich glaube Ihnen das.

Es ist der verderbliche Wahn dieser neuen Zeit, dem Ihre Jugend zum Opfer gefallen ist — dieser Wahn, der sich nicht mehr begnügen will mit dem Alten und Geheiligten, der das Evangelium hinaustragen will auf den Markt des Lebens, daß man es unter die Füße tritt, wie es hier geschehen ist — durch Ihre Schuld.

Nein, nein — ich will keine Einwendungen mehr, Herr Pastor — ich werde prüfen — alles prüfen — ruhig und sachgemäß — dazu bin ich gekommen. Dann werde ich richten — streng, aber gerecht — ja gerecht — darauf können Sie bauen.“

Neuntes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Der Generalsuperintendent hatte angeordnet, daß Werder, der als zweiter Prediger sonst des Nachmittags die Kanzel hatte, dieses Mal mit dem Hauptgottesdienst beauftragt wurde.

Jeder in der Gemeinde wußte sofort, daß dies etwas ganz Besonderes zu bedeuten hatte — zumal unter diesen Umständen.

Die Kirche war so voll wie damals, als der junge Pastor seine Antrittspredigt hielt — aber nicht so andächtig erschien die Gemeinde heute, Neugier, ja, eine gewisse Spannung und Aufregung herrschte überall vor.

Besonders richteten sich die Blicke aller mit wachsender Aufmerksamkeit auf das Kirchengestühl, das dem Superintendenten gehörte — der Generalsuperintendent, so hieß es, wollte an diesem Gottesdienste teilnehmen. —

Eben hatten die Klänge der Orgel leise das Präludium begonnen, als der Superintendent die Thür seines Kirchen-

gestühles öffnete, einer gebietenden, im Nacken leicht gebeugten Gestalt den Vortritt lassend.

Der Generalsuperintendent hatte sich niedergelassen. Ernster noch als gestern blickten die jugendlichen Augen, strenger noch war der Ausdruck des durchgeistigten Antlitzes — ja, als Pastor Werder zur Predigt die Kanzel bestieg und es wie das Lauffeuer einer allgemeinen Erregung durch die Gemeinde ging, da richtete das ehrwürdige Greisenhaupt sich auch für einen Augenblick mit einer raschen Bewegung empor, und aus seinem Antlitz sprach ein nur mühsam unterdrückter Unwille.

Dann begann Werder zu sprechen — ruhig und ernst, ohne die Spur einer Befangenheit oder gar der Erregung — ja manchmal fast monoton — bald aber immer mehr hingenommen von seinem Gegenstand, andringend, die von Natur sehr starke und ausgiebige Stimme mühsam nur noch in den Banden haltend — zuletzt mit der vollen Wucht einer großen Begeisterung, flammenden Auges — dabei stets mit einer Einfachheit und Schmucklosigkeit der Rede, die jedes Kanzelpathos, jeden Zierat meidet — schlicht und ungekünstelt, wie es dem Kanzelredner geziemt. — —

Atemlos lauschend hört die große Gemeinde — nicht neugierig mehr und aufgeregt — in einer Andacht vielmehr, die alles, was ihr fremd und störend sein könnte, vergessen hat — selbst, die als seine Feinde hergekommen sind, die ihn gerichtet, bevor sie ihn gekannt, gehört — folgen willenlos seinen Worten.

In dem Kirchenstuhle des Superintendenten aber sitzt der Generalsuperintendent.

Seine Augen blicken nicht mehr strenge, seine Lippen zucken nicht mehr.

Tiefer und tiefer sinkt sein Haupt auf die Brust — zuletzt stützt er es in die weiße Hand.

Vor seinem geistigen Blick versinkt die ganze Gemeinde und der Kampf, der sie erregt, sein Amt hat er vergessen und den Anlaß, der ihn hergeführt — in dieses Gotteshaus.

So vielen Predigten beizuwohnen, legt seine Stellung ihm auf — tüchtige Redner hat er gehört jahraus, jahrein.

Wie selten einmal hat einer ihn wirklich angefaßt, ihn vergessen lassen, daß er als der höchste Beamte der Kirche, als der Kritiker unter der Kanzel saß.

Und heute?

Heute greift ein junger Geistlicher in das Tiefste seines Herzens, das er niemals so verschanzt hatte, als gerade hier — heute ruft dieser Mann Empfindungen der Andacht in ihm wach, wie es nie einem anderen vor ihm gelungen — Heute ist er nicht mehr der Generalsuperintendent der Provinz — heute sitzt er kleiner und ergriffener unter der Kanzel als der einfachste der Arbeiter, die besonders zahlreich in der Kirche vertreten sind — heute spürt er zum erstenmal seit langer Zeit das Wehen eines Geistes, nach dem er sich gesehnt, nach dem er gedürstet so ungezählte

Male, dessen Hauch er immer schmerzlicher vermißt unter dem neu kommenden Geschlecht, je älter er geworden.

Und diesen Mann zu richten, zu verurteilen, war er gekommen! — — — — — — — — — — — — —

Die Predigt ist beendet.

Die Gemeinde beginnt sich langsam zu zerstreuen.

Im Vorderschiffe aber, dort an dem hohen gotischen Hauptaltar, wird es lebendig.

Eine Schar von Kindern versammelt sich — kleine und große — Knaben und Mädchen — meist den einfachen Ständen angehörig, aber alle in ihren Sonntagskleidern, in musterhafter Reinlichkeit und Ordnung.

Wie ein Ameisenvölkchen rührt und regt es sich zu den Füßen des gewaltigen, hochragenden Altars, unter den schlanken, himmelstrebenden Säulen. Ein Fleiß, eine Emsigkeit, eine Lust beginnt sich zu entwickeln — der Generalsuperintendent muß die strenge Miene bannen, die er nicht ohne einige Mühe nach der Predigt wieder angenommen.

Er reicht einigen Kindern die Hand, er spricht mit ihnen, auch an die jungen Mädchen, die ordnend und sichtend als Helferinnen jetzt die vorbereitende Arbeit beginnen und die Schar in kleinere Abteilungen trennen, die sie dann unterrichten, wendet er sich mit einigen Worten.

Eine unter ihnen fällt ihm besonders ins Auge — eine zarte Gestalt mit feinem Gesichte und hellleuchtenden Augen, die so unschuldig und ernst zugleich in die Welt

hinausblicken — er ist an sie herangetreten, er spricht eingehender mit ihr als mit den anderen — er reicht ihr schließlich mit warmer Herzlichkeit die Hand.

„Und Sie haben Ihren Pastor lieb?"

Nicht das leiseste Zeichen von Befangenheit oder Verlegenheit malt sich in Elsens Zügen — mit einer Harmlosigkeit und Wärme zugleich richtet sie die schönen Augen fest und leuchtend auf den ehrwürdigen Herrn.

„Von ganzer Seele lieb, wir alle, alle, Herr Generalsuperintendent, und man will ihn uns nehmen!"

„Wir wollen sehen, alles sehen, mein liebes Kind," sagt der Generalsuperintendent und wird sehr nachdenklich. —

Pastor Werder ist aus der Sakristei an den Altar getreten — der Kindergottesdienst ist in vollem Gange — der junge Prediger hat eine Art, sich diesen Kinderherzen verständlich zu machen, mit ihnen zu sprechen, sie im kindlichen Gemüte anzufassen, wie man sie dem ernsten, bleichen Manne nicht zutrauen sollte.

Die Augen glänzen ihm entgegen, die Hände strecken sich immer schneller und freudiger empor — blitzschnell folgt auf jede Frage die Antwort — ein jedes glüht, es dem anderen zuvorzuthun — mit einer Lust geschieht das alles, einer Liebe, die aus jedem Worte, jedem Blicke leuchtet. —

An die Säule gelehnt steht noch immer der Generalsuperintendent — keinen Blick wendet er von dem lieblichen Bilde, das ihn ganz gefangen nimmt — sein Herz labt

sich an ihm — seine Kindheit, seine Jugend wird in ihm wach — andächtiger fast und frommer noch fühlt er sich gestimmt, als vorher in der Predigt. — — — — — —

Der Kindergottesdienst ist mit einem Liede beendet — so rein und jauchzend klingt es von dem vielstimmigen Kinderchor, als sängen es die Engel im Himmel — dem Generalsuperintendenten ist zu Mut, als müsse er zutreten auf den bleichen Mann dort am Altar, die Hand ihm reichen und ihm danken — aber nein, er vergißt seine Stellung nicht — er ist der Generalsuperintendent — und der Richter!

Ernst und gemessen ist die Beugung des Hauptes, mit der er die Verneigung des an ihm vorbeischreitenden Pastors erwidert. — —

Des Abends ist großer Volks-Abend im „Blauen Hirschen“, wie Pastor Werder sie eingerichtet hat in der Gemeinde.

Meist sind es Arbeiter in Sonntagskleidern, die sich mit Frau und Kindern eingefunden, auch einige kleinere Handwerker und Gewerbetreibende sieht man dazwischen.

Der Generalsuperintendent erscheint, nachdem der erste Teil, der aus verschiedenen musikalischen Vorträgen besteht, gerade beendet ist.

Ein älterer Arbeiter erhebt sich, um dem Greise, den er nicht kennt, seinen Platz einzuräumen.

Der Arbeiter ist Körner.

Es dauert nicht lange, so hat Körner dem fremden Herrn das ganze Programm seiner sozialen Ansichten zum Besten gegeben.

Es sind die alten, angelernten Maximen, an denen der Mann mit unbeugsamer Starrheit festhält, und die der Generalsuperintendent mit großer Geduld über sich ergehen läßt —

„Aber, lieber Freund," fragt er schließlich, „wie sind Sie denn in diese Versammlung gekommen — bei solchen Ansichten?"

„Nu — es ist auch das erste Mal," antwortet Körner etwas verlegen, „daß ich hier bin, und das hat seine besondere Bewandtnis."

„Was für eine Bewandtnis?"

„Des Pastors wegen bin ich hier — ich habe gehört, man will ihm jetzt wieder ein Leid anthun — wie damals — deshalb bin ich hier — sie sollen's versuchen — ich stehe auch hier meinen Mann."

Und Körner reckt die stämmige Figur stramm in die Höhe und legt die schwielige Hand hart auf die Tischplatte, als rüste er sich zum Angriff.

Der Generalsuperintendent kann ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

„Sie kennen den Herrn Pastor genau?" fragt er nach einer Weile wieder ernster geworden.

„Ob ich ihn kenne?!“ ruft Körner mit lauter Stimme, die jedoch in dem Sprachgewirre, das gerade jetzt herrscht, fast tonlos untergeht, „ob ich ihn kenne! Fast alle Woche besucht er mein krankes Mädchen und liest ihr vor und tröstet sie in ihren Schmerzen und ist gut zu ihr wie es noch nie ein Mensch zu ihr gewesen.“

„So — so. Besucht er denn auch andere Familien in der Vorstadt?“

„Alle besucht er,“ ergreift Frau Körner jetzt zum ersten Male das Wort, die den Generalsuperintendenten längst erkannt hat und dies ihrem Manne durch ein unausgesetztes Augenblinzeln und manches verborgene Puffen unter dem Tische kund zu geben suchte, „ja alle, und für alle hat er das rechte Wort, und die meisten haben ihn lieb.“

„So — so.“

Einige Nachbarn und Nachbarinnen mischen sich in das Gespräch. Der betroffene Generalsuperintendent muß von allen Seiten Lobeserhebungen über den Pastor über sich ergehen lassen.

Körner ist es natürlich auch bereits klar geworden, wer ihm da gegenübersitzt.

Aber alle Winke und Fußtritte seiner erregten Frau scheitern wirkungslos an der Unschuldsmiene, die er aufsetzt — er thut, als verstehe er ihre immer deutlichere Mienensprache nicht.

So ist es ihm gerade recht! So kann er frei von der Leber fort reden!

„Er hat aber viele Feinde!“ wirft der Generalsuperintendent jetzt ein.

„Feinde!?“ ruft Körner und stemmt den starken Arm trotzig auf den Tisch, „gewiß hat er Feinde. Alle die grünen Jungen, die der Kommerzienrat gegen ihn aufgehetzt hat — das sind seine Feinde! Der ganze Putsch, den sie gegen ihn loslassen, kommt vom Kommerzienrat — das weiß ich genau! Aber — sie sollen's zum zweiten Male wagen — wer es auch sei — sie —“

Jetzt tritt ihm seine Frau so energisch auf den Fuß, daß er einen Augenblick inne hält.

Aber er scheint es nur zu thun, um neue Kräfte zu sammeln.

„Und eins weiß ich noch genau,“ platzt er jetzt hervor.

„Was wissen Sie genau?“ fragt der Generalsuperintendent, als der Arbeiter stockt.

„Daß er unrecht bekommt bei der ganzen Sache.“

„Weshalb?“

„Weil die Besitzenden gegen ihn sind — die wird man nicht blamieren — die dringen immer durch — mit denen will's keiner verderben!“

Der Generalsuperintendent zuckt zusammen — ein mehr schmerzlicher, als zürnender Zug gleitet über sein edeles Angesicht — er will ein ernstes Wort erwidern — da tönt ein lautes Zischen durch den Saal — Totenstille herrscht weit umher.

Aller Augen sind in gespannter Erwartung auf die kleine Rednerbühne gerichtet — auf welcher der Pastor erschienen ist.

Er heißt die Arbeiter und ihre Familien mit herzlichen Worten willkommen — dann geht er zu seinem Vortrag über.

Er erzählt ihnen von Martin Luther.

Seine Worte sind einfach und schlicht — wie er es am Vormittag verstanden, die Gemüter der Kinder anzufassen, so greift er hier mit unwiderstehlicher Kraft in die Herzen der Arbeiter und ihrer Frauen.

Als er geendet, rührt sich keine Hand, keine Lippen zu irgend einem Beifallszeichen — das wagt man diesen Worten gegenüber nicht.

Aber das ehrfurchtsvolle Schweigen, die feuchten Blicke rings umher sprechen eine beredtere Sprache, als Worte es je vermocht. —

Als Körner sich nach dem Generalsuperintendenten umsieht, hat dieser bereits den Saal verlassen.

Am nächsten Tage fand die entscheidende Sitzung statt.

Der Superintendent und der juristische Beisitzer mochten sagen, was sie wollten — der Generalsuperintendent blieb unerschütterlich.

Seine Klugheit hatte die ganze haltlose Intrigue durchschaut, die man gegen den Pastor ins Werk gesetzt, — seine Gerechtigkeit trat mit aller Entschiedenheit auf des Angegriffenen Seite.

„Er ist ein wenig weit gegangen — er hätte vorsichtiger sein können — das liegt an seiner Jugend. — Aber er ist ein Mann und ein Prediger, wie ich selten einen gesehen — nein, nein, Herr Superintendent," wandte er sich zu diesem, indem er ihm zum Abschied die Hand reichte. „Sie sind alt geworden und ich auch. Neue Zeiten sind gekommen — neue Kämpfe und Verirrungen, von denen wir noch nicht träumten. Da bedarf die Kirche rüstige Werkzeuge. Den Werder lassen Sie nur gewähren. Der reift noch aus. Und Männer aus solchem Holze thuen uns not. — Und nun Gott befohlen, meine Herren!"

Kommerzienrat Wolters hatte den Generalsuperintendenten sowie seinen Begleiter und den Superintendenten eingeladen, nach beendeter Sitzung bei ihm zu Mittag zu essen.

Er harrte jetzt mit seinen beiden Töchtern des Kommens seiner Gäste.

Er befand sich in einer begreiflichen nervösen Aufregung.

Das Schicksal des Mannes, den er haßte, war mit dem heutigen Tage entschieden — er hoffte, schon heute

zu erfahren, welches der Ausgang der Sitzung gewesen.

Er sprach in seiner Erregung unaufhörlich — besonders wenn er mit Margarete allein war.

Immer neue Vermutungen stellte er an, eine meist schwärzer als die andere.

Ob man ihn strafversetzen würde — oder gar seines Amtes entsetzen?

Traurig für ihn — sehr traurig, aber er hatte es ja anders nicht gewollt — ihm war ja nicht zu helfen.

Margarete war schweigsam — wie immer in der letzten Zeit — ihr Blick war trübe und umflort.

Aber so traurig sah sie nicht aus als die arme Else, die eben ins Zimmer trat; man sah ihr auf den ersten Blick an, wie schwer sie gelitten in dieser letzten Zeit. —

Der Diener öffnete die großen Flügelthüren.

Der Generalsuperintendent trat ein.

Der Hausherr ging ihm mit forcierter Liebenswürdigkeit entgegen.

„Sie haben einen schweren Tag gehabt, Herr Generalsuperintendent.“

„Durchaus nicht.“

„Die Sache war höchst peinlich.“

Der Generalsuperintendent hielt sich sehr reserviert.

„Sie lag sehr klar.“

„Ja,“ sagte der Kommerzienrat, „das finde ich auch —

sehr klar — aber Sie hatten gewiß sehr lange zu verhandeln."

„Wir hatten nur eine kurze Sitzung."

„So — so — also schnell erledigt — der arme Pastor — er wird die längste Zeit hier gewesen sein."

„Das könnte wohl sein," sagte der Generalsuperintendent.

In den Augen des Kommerzienrats leuchtete es auf — ein heimlicher, triumphierender Blick traf Margarete.

Ob der Generalsuperintendent diesen Blick bemerkte? Ein eigentümlicher Ausdruck lag auf dem edelen ernsten Angesicht.

„Den Mann können wir Ihnen nicht lange mehr lassen. Die Kirche bedarf seiner — Er ist zu Großem noch berufen," sagte er mit etwas gehobener Stimme.

Der Kommerzienrat trat einen Schritt zurück und biß sich auf die Lippen.

Auch Margarete hatte dieses Wort vernommen.

Aus ihren Wangen war alles Blut gewichen, ihre Nasenflügel bebten, aber um ihre Lippen spielte ein heiteres, konventionelles Lächeln, und die Sprache, in der sie jetzt den Generalsuperintendenten willkommen hieß, klang so unbefangen und sicher, daß niemand die Kraft der Selbstbeherrschung in diesem Mädchen ahnte — selbst der eigene Vater nicht.

Ein braunes Augenpaar aber heftete sich auf den Generalsuperintendenten so beseligt, so dankbar leuchtend,

so Kunde gebend von einem großen, namenlosen Glück, daß der alte Herr ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er in der Tochter des Kommerzienrates jetzt das junge Mädchen wieder erkannte, mit dem er gestern in der Kirche gesprochen.

Das Mittagsmahl war etwas eintönig verlaufen. Der Generalsuperintendent wünschte noch eine kurze, persönliche Rücksprache mit Pastor Werder zu halten und dann gegen Abend seine Heimreise anzutreten.

So verabschiedeten sich die Herren bald. — — — —

Der Kommerzienrat war in sein Kontor gegangen — Else hatte sich zu einem kurzen Krankenbesuch bei Marie Körner begeben. Margarete war allein — allein mit den vielen auf sie einstürmenden, hin und her wogenden Gedanken.

Aber nicht lange sollte dieses Alleinsein währen.

Ein heftiger Schritt stürmte die Treppe herauf — ihr Vater trat ein.

Auf seinen harten Zügen lag noch ein Nachhall des mühsam unterdrückten Zornes — seine Stimme bebte merkbar.

„Oho!“ rief er Margarete entgegen und lachte bitter auf, „der Herr Pastor muß sein Urteil gekannt haben — noch ehe es gesprochen. Er muß seiner Sache sehr sicher gewesen sein — der heilige Unfehlbare! Er beginnt sich

zu fühlen — und siehe da, er hat nun endlich erreicht, was er so lange erstrebt hat."

„Was hat er erreicht?"

„Mit unserem Doktor ist es vorbei — eine Bagatelle — kaum der Rede wert — wie sie jedem jungen Manne mal passiert — daraus haben sie ihm nun den Strick gewunden — natürlich steckt der Pastor dahinter — Doktor Martens kann sich bei ihm bedanken!"

„Du wirst ihn nicht fallen lassen — das wirst Du nimmermehr thun!"

Sie hatte sich plötzlich umgewandt. In leidenschaftlicher Erregung waren die Worte von ihren Lippen gekommen.

„Ich habe bereits seine Kündigung angenommen — er geht übermorgen nach Bonn."

Margarete atmete tief — ihr Antlitz war bleich.

„Übrigens," fuhr der Kommerzienrat fort, und trotz seines Unwillens thronte jetzt ein verschmitztes Lächeln auf seinen starken Lippen — „ich habe Dir eine Neuigkeit mitzuteilen. Rate einmal!"

„Was es auch sei, mir ist es gleichgiltig."

„Oho!" rief der Kommerzienrat und lächelte noch verschmitzter, „mein liebes Fräulein Tochter — so ganz gleichgiltig kann Dir diese Neuigkeit nicht sein — sie geht Dich am meisten an."

„Mich?!"

„Wen sonst? Herr Doktor Martens hat bei mir in aller Form um Deine Hand angehalten.“

„Und was hast Du ihm gesagt?“

Sie hatte es erst nach einer langen Pause gesagt — schwer und zitternd waren die Worte von ihren Lippen gekommen.

„Was ich ihm gesagt habe? Nun, was jeder verständige Vater in solchem Falle sagt: er solle sich die Antwort von Dir selber holen — er wird sogleich hier sein.“

„Vater — um Gotteswillen — jetzt nicht, nicht heute!“ —

Es war zu spät — die Thür öffnete sich, und ungemeldet, wie er es hier gewohnt war, trat Doktor Martens ein.

Der Kommerzienrat zog sich zurück, die beiden waren allein.

„Ich komme Abschied zu nehmen,“ sagte der Doktor und trat nahe an Margarete heran. — Sie wissen, wie schwer mir dieser Abschied wird — Sie wissen es auch weshalb, Fräulein Margarete.“

Er hatte sie noch nie so genannt — seine angenehme Stimme klang so warm, so flehend schaute das ernste Auge sie an.

Margarete antwortete nicht — ihr Haupt war tief zur Erde geneigt.

„Ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne mein Herz

durch ein Geständnis zu erleichtern. Sie wissen es freilich längst, ja längst, daß ich — Sie liebe —"

Wieder machte er eine Pause, wieder schwieg Margarete.

„Und Ihre Antwort, Fräulein Margarete?"

Langsam wandte sie das Antlitz — nicht die rosige Glut schamhaften Entzückens lag auf diesem Antlitz — die Spuren eines heißen Kampfes sprachen aus ihren Zügen zu dem jungen Arzt.

„Herr Doktor —"

Sie rang nach Worten — sie fand keins.

Doktor Martens erschrak.

„Nein, nein — ich will nicht in Sie dringen. Überlegen Sie, was ich Ihnen gesagt. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe, wie auf Händen ich Sie durchs Leben tragen werde, wenn — Ich komme heute abend, um mir Ihre Antwort zu holen, — wenn Sie mich empfangen wollen."

Er verneigte sich ehrfurchtsvoll und ging. — — —

Noch immer stand sie am Fenster, mit den großen Augen hinausstarrend in die trübe Landschaft vor ihr, die, vom auf- und abwallenden Nebel verschleiert, in undurchdringlicher Weise vor ihr sich ausbreitete.

Endlich riß sie sich los von ihrem brütenden Nachdenken und ging einige Male mit schnellen Schritten durch das Zimmer.

Die Dämmerung, die schon bei der Heimkehr ihres

Vaters begonnen, griff mehr um sich. Man konnte kaum noch die einzelnen Gegenstände in der Stube unterscheiden.

Sie zündete Licht an.

Da trat Else in das Zimmer, die eben von ihrem Besuche heimgekehrt war.

Der Schimmer eines Glückes lag auf ihren kindlichen Zügen so rein und rührend, daß Margarete sich schnell in einem seltsamen Schmerzgefühl von der Schwester abwandte.

Aber Else ging auf sie zu und ergriff ihre beiden Hände.

„Margarete — liebste Margarete!“

Sie sagte weiter nichts — nur die braunen Augen blickten zu der Schwester empor mit einem so suchenden, sehnenden Ausdruck.

Aber Margarete schwieg.

„Wir sind uns fremd geworden in letzter Zeit,“ begann Else jetzt leise in halb schmeichelnder, halb ernstbewegter Stimme, „fremder als sich Schwestern, als es gerade wir uns sein sollten. Ich weiß auch, woher das kommt. Herr Pastor Werder ist schuld daran. Du bist ihm mit demselben Argwohn entgegengetreten wie die andern alle — und besonders der Vater. Aber jetzt, wo er so rein, so makellos aus der schwersten Untersuchung hervorgegangen ist, wo alle gegen ihn standen und er doch sein Recht bekommen hat — jetzt mußt auch Du Deine Meinung geändert haben, achten kannst Du ihn wenigstens jetzt,

wenn auch — nicht lieben. Das wirst Du ja nie — leider nie. — —

Aber anders muß es nun werden zwischen uns beiden, Margarete — jetzt, wo alles vorbei ist und alles gut —"

Sie hielt einen Augenblick inne, suchender noch und sehnender war der Blick geworden, mit dem sie der Schwester begegnete.

Und Margarete?

Sie strich der Schwester liebevoll das Haar aus dem erregten Antlitz, sie streichelte ihre Wangen — aber sie schien kaum zu wissen, daß sie es that.

Da konnte Else nicht mehr an sich halten.

„Margarete!" rief sie aus, „kannst Du Dich denn nicht mit mir freuen — nicht ein klein wenig mit mir freuen?! Grete, wenn Du wüßtest — wie glücklich ich bin — wie unaussprechlich glücklich!"

Die mühsam gedämmte Erregung brach sich rückhaltlos Bahn — so überwältigend, daß die ältere Schwester vor ihr erschrak.

Das war nicht die Freude einer Schülerin, eines Kindes jauchzendes Glück — das war mehr — das war! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Schluchzend lag Else an der Brust der Schwester.

Endlich verließ sie, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Wie in dumpfer Betäubung blieb Margarete zurück.

Das also war es! Das tiefste Geheimnis der jungen Seele, das sorgsam gehütete lag enthüllt vor ihr. Der Schmerz dieser Stunde hatte die ängstlich verschlossene Knospe endlich gesprengt. Margarete wußte alles.

Und sie?! Und sie?!

Einen Augenblick wieder versank sie in das alte starre Nachdenken — dann öffnete sie schnell die Thür, die in das Arbeitszimmer ihres Vaters führte.

„Nun?!“ sagte der Kommerzienrat und sah voller Spannung von seinen Büchern auf.

Margarete schwieg.

„Doktor Martens hat mich um einige Zeilen gebeten. Was soll ich ihm schreiben?“

„Schreibe ihm, daß ich mich freuen würde, ihn heute abend zu empfangen.“

Zehntes Kapitel.

In dem Schreiben, das Werder von seiner Behörde erhalten, hatte man ihm zwar die weitere Teilnahme an öffentlichen Versammlungen, die ein ausgesprochenes sozialdemokratisches Gepräge trugen, im Interesse seines Amtes untersagt — im übrigen aber war seiner umfassenden sozialen Thätigkeit nicht nur nicht ein Damm gesetzt — diese fand vielmehr eine so gerechte Billigung, ja eine so warme Würdigung seitens seiner Behörde, daß Werder zufriedener und freudiger als zuvor seiner schweren Arbeit sich hingeben konnte. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Blitzschnell hatte sich die Kunde von der völligen Wiederherstellung des Pastor Werder verbreitet.

Maßlos übertrieben pflanzte sich die Anerkennung, die der Generalsuperintendent dem Wirken des jungen Pastors gezollt, von Mund zu Mund fort.

Und wie es stets im Leben ist, so auch hier. Diejenigen, die am meisten und am schärfsten gegen ihn zu

Felde gezogen waren, posaunten jetzt um so lauter überall sein Lob aus.

Von oben her war er ja als makellos anerkannt, von oben her hatte man seine Tüchtigkeit und seine hervorragende Bedeutung rückhaltlos gewürdigt. Dies „von oben her“ ist ein Zauberwort für die halt- und urteilslose Menge — es ist die einzige Richtschnur, nach der sie erhebt und verwirft! Auf die Persönlichkeit und Charaktertüchtigkeit legt sie weniger Gewicht.

Welch eine Ironie!

Derselbe Mann, den man eben noch mit einem verächtlichen Achselzucken als den „Armenpastor“ in den Kreisen von Bildung und Besitz abgethan hatte, derselbe Armenpastor kam in eben diesen Kreisen förmlich in die Mode. Man sah in ihm den Mann der großen Zukunft — seine Kirche war überfüllt — man überschüttete ihn mit Einladungen, man drängte sich an ihn heran.

Was vermag nicht eine Anerkennung und ein bedeutungsvoller Blick „von oben“ — den Bettler erhebt sie auf den Thron, den Paria der Gesellschaft macht sie zum Löwen des Tages.

Du wankelmütige leichtbethörte Menge!

Zur Ehre des Kommerzienrats Wolters muß es gesagt sein, daß er dieses Narrenspiel nicht mitmachte — er blieb sich und seiner Abneigung getreu — sein alter Groll glimmte im Verborgenen fort.

Noch entschiedener aber und unbeugsamer zeigte sich diese Abneigung jetzt bei Margarete — man durfte in ihrer Gegenwart nicht vom „Armenpastor“ sprechen — sie besuchte keine Gesellschaft, in der auch nur die Möglichkeit vorlag, ihn dort zu treffen.

Und Werder machte es ihr nicht schwer.

Ihm war alles, was um ihn vorging, völlig gleich. Er kümmerte sich nicht um Auszeichnungen und Ehren, nicht um Liebe oder Haß.

Für die Bemühungen derer, die ihn bis dahin ängstlich gemieden und sich jetzt förmlich überboten, ihn in ihre Gesellschaften und Kreise zu ziehen, hatte er nur ein bitteres Lächeln. Alle ihre Einladungen schlug er kurzweg ab.

Er war jetzt mehr als je, was er sein wollte von Anfang an: Der Armenpastor.

Eifriger noch, denn früher, waltete er seines Amtes in den engen Straßen, den qualmenden Fabrikanlagen, den niedrigen Häusern der Vorstadt.

Und niemals hatte es so viel für ihn zu thun gegeben, als gerade jetzt.

Der Kommerzienrat hatte die Zugeständnisse, die er damals seinen Arbeitern gemacht, bald wieder zurückgezogen, als ein stärkeres Angebot von Arbeitskräften stattfand, und er nicht mehr in Verlegenheit kommen konnte.

Das aber hatte die Bitterkeit in einer Weise gesteigert, von welcher der Kommerzienrat keine Ahnung hatte.

Das Osterfest war vorüber. Auf den Essen und Schornsteinen war der Frühlingsschimmer erblaßt. Sie qualmten, sie ächzten, sie pusteten in ihrem Alltagskleide — und die Menschen da drinnen in den gewaltigen Räumen an den sausenden, bohrenden, kreischenden Maschinen sie ächzten auch und stöhnten und seufzten unter der schweren Arbeit, die immer länger wurde, und waren unzufrieden mit dem Lohne, der ihnen im Verhältnis zu ihrer aufreibenden Thätigkeit gar zu gering erschien und murmelten einer dem anderen zu von Niederlegung der Arbeit, von größeren Forderungen, von Streik — es war eine düstere beklemmende Stimmung. — Der beginnende Mai war nicht freundlich — der Himmel senkte sich brütend schwer und grau in grau überall auf die Vorstadt — ein Unwetter lag in der Luft.

Und keiner empfand seine drohende Schwüle so wie Werder. Unermüdet ging er von Haus zu Haus, unermüdet folgte er nur dem einen Ziele: die Arbeiter von verwegenen Schritten zurückzuhalten, durch die sie sich und die Ihrigen ins sichere Verderben stürzten.

Aber wenn ihm sein Amt auch stets schwer gemacht wurde, am heutigen Tage geschah dies mehr denn je. Überall begegnete er finsteren, drohenden Blicken, überall standen die Menschen in dichten Gruppen und sprachen mit einander und gestikulierten heftig, aber, sowie er herantrat, wurden sie schweigsam und verschlossen — er vernahm nichts.

Was konnte geschehen sein?

Endlich, als er eben nach Hause gekommen war, trat Körner ein.

„Herr Pastor — haben Sie es gehört?“

„Was denn, Körner, ich weiß von nichts.“

„Der Kommerzienrat hat die Forderung der Arbeiter um einen geringen Lohnzuschlag für diese schwere Zeit rundweg abgeschlagen. Für heute abend ist eine große Versammlung berufen, in der über unsere Stellungnahme zu dieser Weigerung beschlossen werden soll. — Und das ist noch nicht alles!“

„Noch nicht alles!“

Körner trat dicht an den Pastor heran und flüsterte ihm ins Ohr.

„Es hat doch seine Richtigkeit gehabt, wenn Sie es auch nicht glauben wollten.“

„Was denn? So sprechen Sie doch.“

„Nun mit dem Doktor Martens. Ich habe es Ihnen so oft gesagt, daß er dem jungen Ding da nachstellte.“

„Sie meinen die jüngste Tochter von Ihrem Nachbar — wie heißt er doch gerade?“

„Die Anna Behr — solch nettes Mädchen und so brav und unbescholten. Und nun dies Ende!“

„Sie ist tot!“ rief Werder.

Körner zuckte die Achseln.

„Sie ist heute bei Nacht und Nebel aus dem Hause

gegangen — kein Mensch weiß wohin — auch ihre Eltern nicht —"

Werder erhob sich und ging in heftiger Bewegung durch das Zimmer. Endlich blieb er stehen.

„Und der Doktor?"

Er fragte es sehr langsam, jedes Wort kam mühsam und bebend von den Lippen.

Wieder zuckte Körner die Achseln.

„Der," sagte er sehr verächtlich, „der hat sich getröstet — er ist verlobt."

„Verlobt?!"

„Ach, das wissen Sie wohl noch gar nicht, Herr Pastor — ja ja, verlobt mit dem ältesten gnädigen Fräulein vom Kommerzienrat."

„Mit —?"

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Aber seine Züge waren unverändert, sein Antlitz nicht bleicher wie immer. Nur die kleine längliche Narbe über der linken Augenbraue brannte feuerrot und wetterleuchtete wunderbar über das schmale, blasse Gesicht — das sicherste Zeichen von der Erregung seines Innern.

„Und der Doktor Martens ist der Verführer, das steht fest?!"

„Das Mädchen hat es selbst geschrieben."

„So muß der Kommerzienrat alles wissen — und das sofort!"

Er nahm Hut und Mantel und wollte aus dem Zimmer eilen.

Körner hielt ihn zurück.

„Er weiß alles," rief er ihm zu und lachte in bitterem Hohne.

„Weiß alles?!"

Er sagte es ganz tonlos — ohne Fassung starrte er den Arbeiter an.

„Weiß alles" — wiederholte er noch einmal — „wer?"

„Der Kommerzienrat."

„Und dann verlobt er sein Kind an diesen Elenden?"

„Du meine Güte," erwiderte Körner, „über solche Dinge denken sie da oben nicht so schlimm. Die sind mit ein paar Thalern gut zu machen."

Werder war müde auf den Stuhl gesunken. Den Mantel hatte er noch an, der Hut zitterte in seiner Hand.

„Heute abend," fuhr Körner fort, und zornige Erregung bebte durch seine Stimme, „ist großes Fest beim Kommerzienrat. Sie feiern die Verlobung. — Und dabei die Empörung gegen den Mann und die Versammlung hier von wegen der Entlassungen. Wenn nun noch die Sache mit dem Doktor bekannt wird — ich gratuliere, Herr Kommerzienrat. Na meinetwegen immerzu. Was zu viel ist, ist zu viel!"

Er machte eine Pause. Er erwartete eigentlich, daß

der Pastor ihn schelten würde. Aber der blickte so gleichgiltig, so abwesend vor sich hin.

„Und zudem,“ fuhr Körner langsam fort, „was eigentlich die Hauptsache ist, weshalb ich zu Herrn Pastor gekommen bin — Fräulein Else ist krank —“

Werder stand schnell auf.

„Else ist krank — woher wissen Sie das?“

„Sie besucht so fleißig unsere Marie, nachdem Sie einmal mit ihr dagewesen — gestern wollte sie auch kommen, aber der Diener war da und sagte, sie läge zu Bett.“

„So gehe ich sogleich zu ihr.“

Er hatte seinen Mantel genommen und schnell das Zimmer verlassen.

Körner war ihm gefolgt.

Draußen aber verabschiedete er sich von dem Pastor, und dieser setzte allein seinen Weg fort.

So ganz leicht, als man anfänglich gedacht, war Elsens Krankheit doch nicht.

Margarete, die mit den Vorbereitungen für den heutigen Abend beschäftigt war, begann unruhig zu werden. Der alte Sanitätsrat zwar hatte ihr gesagt, daß ernste Bedenken nicht vorhanden seien — ihr Bräutigam belächelte sogar ihre Sorgen — aber im Laufe des Vormittags stellte sich zu dem allgemeinen Unwohlsein Fieber ein.

Margarete wußte nicht, was sie thun sollte — die Gesellschaft war zwar nur klein — nur ein wenig Jugend zum Tanz, einige Eltern dazu, ein auserwählter Kreis, — eine Absage wäre nicht unmöglich gewesen.

Margarete, die niemand so lieb hatte wie ihre kleine Schwester, war längst zweifelhaft geworden — sie erwog eine Absage ungeachtet der Versicherungen ihres Bräutigams — da gerade meldete der Diener den Pastor Werder.

Ein jähes Erröten stieg in ihr Antlitz — einen Augenblick dachte sie daran, sich verleugnen zu lassen, aber schon trat Werder ein.

„Ich bitte um Verzeihung," begann er nach einer kurzen Pause gegenseitiger Befangenheit, „wenn ich zu einer wenig gelegenen Zeit meine Glückwünsche darbringe — ich —"

Es lag etwas Schweres und Schleppendes in seiner Sprache, das ihr sonst nicht zu eigen war.

„Ich danke Ihnen," sagte Margarete sehr kühl und wandte ihr Antlitz von ihm ab.

„Es ist dies freilich nicht der einzige Grund, der mich herführt."

„Sie kommen von Elsen."

„So ist es. Ich hörte, daß sie krank sei. Ich war eben eine Weile bei ihr — sie war nicht wie sonst."

„Aber ihre Krankheit ist leichter Art."

„Man kann das nie wissen."

„Die Ärzte sagen es — beide Ärzte.“

„Es mag sein — und doch —“

„Und doch?“

„Gnädiges Fräulein — mir werden Umschweife heute noch schwerer, als sonst — ist es wahr, daß Sie heute abend hier ein Fest geben?“

„Ja, mein Herr.“

„Indes Ihre Schwester da oben krank, vielleicht nicht so ganz leicht krank darniederliegt? Sie werden mir vermutlich sagen, daß mich die Sache nichts angeht, aber Sie wissen, daß ich Elsen nahe stehe, daß ich sie genauer kenne, als vielleicht mancher andere. Ich merkte ihr an —“

„Was merkten Sie ihr an?“ fragte Margarete fast herrisch und wandte die dunklen Augen zum erstenmale auf den Pastor.

Ihre abweisende Art gab auch diesem seine Kraft wieder.

„Ich merkte ihr nicht nur an,“ erwiderte er, ihrem drohenden Blicke ruhig Stand haltend, „ich weiß es genau, daß ihr der Gedanke an das heutige Fest, so gut sie sich auch zu beherrschen versteht, Unruhe bereitet, daß er vielleicht schuld ist an dem plötzlich eingetretenen Fieber. Es ist Ihnen so gut bekannt wie mir, daß ihr Herz bei jedem kleinen Unwohlsein in Mitleidenschaft gezogen wird.“

Er hatte das Letzte zögernd gesagt, jetzt hielt er inne. Er schien zu erwarten, daß Margarete eine Einwendung

machen würde, aber stumm und unbeweglich stand sie ihm gegenüber.

„Ich weiß nun," fuhr er wieder mit sicherer Stimme fort, „daß Sie sich schwer von einem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen. Ich würde es auch niemals wagen, mich zum zweiten Male zwischen Sie und Ihren Willen zu drängen, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielt Elsen gegenüber —. Nein, nein," unterbrach er sich schnell, „nicht meine Pflicht trieb mich dieses Mal zu Ihnen — Sie zu bitten, Fräulein Margarete, bin ich hergekommen."

„Zu bitten? Sie — — zu bitten?"

Einen Augenblick war es, als wiche alle Feindseligkeit aus dem schönen Angesicht — ein weicher, fast kindlicher Ausdruck lag auf Margaretes Zügen. Werder hatte sie nie so gesehen.

Aber das währte nur eine Sekunde.

Dann schwand diese Nachgiebigkeit und Weichheit so schnell als sie gekommen war — ein herbes Zucken spielte um die festgeschlossenen Lippen, und aus den dunkeln Augen blickte ein Trotz, der unbeugsam erschien.

„Diese gütige, wiederholte Fürsorge für mich, Herr Pastor, ist anerkennenswert," sagte sie sehr kühl und nicht ohne einen Anflug von Spott, „es thut mir nur leid, daß Sie mit ihr nicht mehr Glück haben werden, als das erste Mal. Sie bitten mich, von einem lange vorbereiteten Feste

Abstand zu nehmen, weil es Ihnen so besser erscheint — Elsens willen! Aber Sie werden mir verzeihen, daß ich in diesem Falle doch mehr Wert auf das Urteil des Arztes, meines Bräutigams, lege, als auf das Ihre. Sie sehen, ich bin nicht ohne Rat und ohne Hilfe —"

Die Thür öffnete sich. Doktor Martens trat ein. Ein schneller Blick aus den finsteren Augen traf Margarete — feindlich und herausfordernd wandte er sich dann zu dem Pastor.

„Dem Herrn Pastor," sagte Margarete, „macht Elsens Zustand Sorge, er bat mich, von unserem Verlobungsfeste für heute abend abzustehen."

„Ich freue mich über das liebenswürdige Interesse des Herrn Pastors für Deine Schwester. Ich bezweifle auch gar nicht die Übung seiner medizinischen Kenntnisse, die er an den vielen Krankenbetten der Arbeiter erworben. Dieses Mal aber muß ich schon bitten, die Behandlung sowohl als die Verantwortung für Deine Schwester mir allein und Eurem Hausarzte zu überlassen."

Er hatte es zu seiner Braut gesagt. Werder schien für ihn nicht da zu sein.

„Du warst bei Elsen?"

„Ich komme eben von ihr. Ihr Zustand ist nicht nur ganz unbedenklich — er ist augenblicklich sogar völlig fieberfrei — im übrigen, da kommt schon der Sanitätsrat — frage ihn selber."

Der Sanitätsrat trat ein — eine gedrungene Gestalt mit etwas langsamem, schleppendem Schritt, ein energischer Kopf mit klugen, freundlichen Zügen und einem Augenpaar, dessen durchdringender sicherer Blick sofort den erfahrenen und geschulten Arzt erkennen ließ.

Er begrüßte den jungen Pastor, der ihm vom ersten Augenblicke an sehr sympathisch gewesen, mit besonderer Herzlichkeit.

Margarete trat auf ihn zu.

„Ich bitte um eine offene Antwort auf meine Frage, Herr Sanitätsrat.“

„So offen wie der Arzt sie geben darf, mein liebes Fräulein.“

„Wie finden Sie den Zustand Elsens?“

Der Sanitätsrat schwieg einen Augenblick.

„Unbedenklich?“

„Augenblicklich — ja,“ antwortete er langsam und mit großem Nachdruck.

„Sie wissen, Herr Sanitätsrat, daß wir heute abend hier Gesellschaft haben. Der Herr Pastor Werder nun als der Freund und Seelsorger Elsens bat mich soeben, diese Gesellschaft noch in letzter Stunde trotz der Schwierigkeiten abzusagen — er findet Elsen sehr verändert.“

„Da hat der Herr Pastor nicht unrecht.“

„Und Sie halten eine Absage der Gesellschaft vom ärztlichen Standpunkt für geboten?“

„Vom ärztlichen Standpunkte — nein.“

Er hatte es wieder sehr langsam und wieder mit scharfer Betonung gesagt.

„Du hörst es!“ rief Doktor Martens.

„Ich bin zufrieden, Herr Sanitätsrat.“

Dieser sah sie einen Augenblick nachdenklich an.

„Ich habe Ihnen offene Antwort gegeben als Arzt, und mehr haben Sie auch von mir nicht verlangt. Aber ich bitte Sie, eins nicht zu vergessen. Ich bin wenig bibelfest, lieber Herr Pastor,“ wandte er sich jetzt an Werder, „aber ein Wort aus der heiligen Schrift, das steht nicht nur über meinem Schreibtisch, das schreibe ich mir jeden Morgen, jeden Abend neu ins Herz, damit ich es nie vergesse — ja, sehen Sie, sogar die Stelle weiß ich, wo es steht, im dreizehnten Korinther Vers 9: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk“ — kein Mensch muß sich das so oft sagen, kein Mensch es so niederschmetternd erfahren wie der Arzt! Auch unser Weissagen, Fräulein Margarete! — augenblicklich ist der Zustand Ihrer Schwester, wie gesagt, unbedenklich. Augenblicklich ist kein Grund, eine lange vorbereitete Gesellschaft abzusagen — augenblicklich nicht. Aber Sie wissen, daß Fräulein Else ein älteres Leiden —“

„Ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrat — Ihre Versicherung, daß augenblicklich nicht das geringste Bedenken vorhanden ist, genügt mir vollständig.“

Ein kurzer Blick voll feindlichen Triumphes traf den Pastor. —

Der Sanitätsrat empfahl sich nicht so herzlich, wie er es sonst von Margareten that, und mit auffallender Kälte von Doktor Martens. — Werder begleitete ihn. — Das Brautpaar blieb allein.

Elftes Kapitel.

Es ist am späten Abend.

Dunkel wölbt sich der Himmel — ein leiser Sprühregen fällt herab — klagend und ächzend heult der Wind um die hohen Schornsteine der Fabrik, die wie drohende Riesen aus der nebeldichten Finsternis emporragen. — —

In seinem Arbeitszimmer sitzt Werder über seine Bücher gebeugt.

Aber er arbeitet nicht mit dem Eifer und der Frische, wie er es sonst in den Abendstunden zu thun pflegt — eine seltsame Unruhe hat sich seiner bemächtigt, er fühlt sie physisch fast in seinem Innern gähren und brennen.

Alle Augenblicke steht er auf, alle Augenblicke geht er mit langsamen Schritten durch das Zimmer, bleibt eine Weile in tiefes Nachdenken versunken stehen und setzt dann seine Wanderung fort, ruhelos wie zuvor.

Seine Gedanken sind bei Elsen. So viel Mühe er sich auch giebt, sie auf seine Arbeit zu bannen, es ist vergeblich. Immer sieht er Elsen vor sich, wie er sie heute

vormittag gesehen, so müde, so traurig, so apathisch, so — er kann es nicht vergessen.

Und dann schnell wie der Blitz zucken diese Gedanken hinüber auf eine andere Gestalt. Margarete steht vor ihm, den alten unbeugsamen Stolz in den feindlich glühenden Augen. Auch die Gedanken, die sich mit ihr beschäftigen, sind schmerzlich, aber sie sind von ganz anderer Natur, als wenn sie um Else sich sammeln. Sie regen sein Innerstes auf bis auf den tiefsten Grund, sie lassen tausend Fragen in ihm wach werden, und nicht auf eine geben sie ihm Antwort. Nein, nein, er will, er darf nicht an sie denken, und wieder, wie um ihr Bild zu bannen, steigt das Elsens vor ihm auf — aber dieses Mal noch bleicher, noch trauriger, noch müder — er kann es nicht mehr ertragen, er seufzt tief auf, er tritt an das Fenster.

Da draußen ist alles in tiefes Dunkel gehüllt — um den alten Pfarrturm klagt der Wind in langgezogenen, heulenden Tönen, die Raben schreien dazu so heiser und krächzend, wie er es nie gehört.

Mit einemmale — dort vom Ende der langgedehnten Straße her — funkeln wie glühende Augen zwei Lichter durch das tiefe Dunkel — näher und näher fliegen sie auf sein Haus zu, er hört das Rollen eines eilenden Wagens, Pferde stampfen das holperige Steinpflaster.

Der Wagen hält vor seinem Hause, eine quälende Ahnung bebt durch sein Herz, — was ist geschehen?

Ein schneller Schritt fliegt die Treppe empor; er öffnet — der Diener des Sanitätsrates steht vor ihm.

„Der Herr Sanitätsrat lassen den Herrn Pfarrer bitten, zu Fräulein Else zu kommen. Aber so schnell wie der Herr Pfarrer können — das Fräulein ist sehr krank geworden.“

Er weiß nicht, wie er hineingekommen, aber er sitzt in dem geschlossenen Koupee des Arztes — der Kutscher haut auf die Pferde ein, sie bäumen sich hoch im Geschirr, und dann sausen sie mit dem leichten Gefährt dahin durch die finsteren engen Straßen, daß der Schmutz des Weges hoch an den Rädern emporspritzt. — — Der Wind heult immer lauter. Der strömende Regen peitscht die Fensterscheiben — durch die dichte Finsternis tanzen hier und da die flackernden trüben Lichter der armseligen Gaslaternen — der Kutscher muß langsamer fahren, überall sperren Gruppen herumlungernder Arbeiter und Frauen die Passage, seinen Aufforderungen, Platz zu machen, wird mit unfreundlichen Worten, ja hier und da mit drohender Geberde begegnet. Werder dünkt die Zeit, die ihn in den Wagen fesselt, eine Ewigkeit, immer langsamer kommen sie vorwärts — endlich bleibt der Wagen sogar stehen.

Er läßt ein Fenster herunter, dichte Menschenmengen bewegen sich dem Wagen entgegen, drohende Rufe und

Verwünschungen werden laut, Fäuste recken sich empor zum finsteren Abendhimmel. Alles aber scheint sich um einen großen dunklen Gegenstand zu konzentrieren, den mehrere Männer hochaufgerichtet in der Mitte tragen.

„Was ist hier passiert?“ fragt er den Kutscher.

Der zuckt die Achseln.

„Was tragt Ihr da?“ fragt Werder einen der vorübergehenden Männer.

Keine Antwort, nur ein dumpfes Murmeln und Schelten.

Endlich hat ein älterer Mann den Pastor erkannt.

Er tritt näher und lüftet ehrerbietig den Hut.

„Es ist die Anne Behr, die Geliebte des Herrn Doktor, sie haben sie eben aus dem Kanal gezogen.“

Wie vom Schlage getroffen sinkt Werder in die Kissen des Wagens zurück.

Der Zug ist vorüber, die Wege sind freier geworden, die Pferde können jetzt voll ausholen. Die Peitsche knallt und saust über ihre Rücken dahin, die Hufe berühren kaum noch den Boden, aber Werder erscheint es immer noch zu langsam.

Endlich hält der Wagen. Das hell erleuchtete Vestibül der Villa des Kommerzienrats schimmert ihm fast blendend entgegen, Diener fliegen hin und her — einer von ihnen geleitet ihn eine etwas abgelegene Treppe hinauf, die direkt an dem Krankenzimmer Elsens mündet.

Auf dem Flur empfängt ihn der alte Sanitätsrat, die

klugen Augen blicken ihn so ernst, so traurig an — die Hand, die sich ihm entgegenstreckt, bebt merkbar.

„Stückwerk ist es, alles Stückwerk! — Habe ich es nicht heute vormittag erst gesagt?“

„Ist es mit einem Male so schlecht geworden?“

„Im Handumdrehen. Nachmittag um zwei Uhr noch läßt Fräulein Margarete mich rufen — sie muß kein gutes Gewissen gehabt haben — sie sah aus, als wäre sie die Kranke. — Ich untersuche Fräulein Else ganz genau, ich beruhige die Schwester, ich fand wirklich nichts Beängstigendes.

Vor einer Stunde — ich weiß nicht, ich hatte auch keine Ruhe — fahre ich auf meiner Besuchstour hier vor — die Sache hat sich plötzlich auf das Herz geworfen — Sie wissen, daß Fräulein Else von der Mutter her ein Herzleiden hat, bei dem solche Kombinationen sehr selten, aber nie ausgeschlossen sind — ich finde die Kranke auffallend verändert.

Ich will sofort zum Kommerzienrat herunter — sie läßt mich nicht, sie beschwört mich, erst zu Ihnen zu schicken — ich sehe ihre Erregung, ich muß ihr nachgeben. Ich lasse den Wagen sofort abfahren und bleibe bei ihr — Gott sei Lob, daß Sie da sind, die Zeit dünkte mir eine Ewigkeit — ich war eben trotz ihrer Bitten auf dem Wege zum Kommerzienrat — es sieht nicht gut aus.“

Werder schließt die Augen. Ihm ist, als ergreife ihn

ein Schwindel, er stützt sich auf den Arm des Arztes. Aber er ermannt sich.

„Ich darf zu ihr — nicht wahr — Sie erlauben es, Herr Sanitätsrat — und gleich.“

„Gewiß — Sie gehen zu ihr. Indessen eile ich hinunter und bereite den Vater vor — und die Schwester. Ein schwerer Gang.

Diese unselige Musik — wenn sie wenigstens aufhören wollte!“

Der Sanitätsrat ist gegangen.

Werder öffnet leise die Thür — leise tritt er in das Zimmer.

Das Licht einer Ampel verbreitet seinen matten roten Schein umher — feierliche Stille herrscht in dem weiten Gemach — nur die altmodische Wanduhr summt dumpf und schwer ihr monotones Ticktack, Ticktack, und in dem engen Käfig da oben in der Nische flattert ängstlich hin und her ein kleiner Zeisig, Elsens Lieblingsvogel.

Er ist an das Krankenlager getreten.

Die großen Augen weit geöffnet liegt Else da — regungslos. Nur die weißen Hände spielen langsam über die Bettdecke dahin — ihr Antlitz erscheint ihm so fremd, so durchgeistigt, wie er es nie gesehen — ein eigentümlicher Zug liegt auf ihm, den er nie gekannt.

Sie hat ihn noch nicht bemerkt — endlich wendet sie mit einer fast mühsamen Bewegung das Haupt und erblickt ihn.

„Herr Pastor!"

Langsam in kaum vernehmbarem Flüstern ist es über die bleichen Lippen gekommen, aber nicht die geringste Bewegung, nicht das leiseste Erstaunen spiegelt sich auf ihrem Antlitz wieder. Als hätte er immer dort gestanden, als könnte er nirgends anders sein, so sieht sie zu ihm empor mit den großen, leblosen Augen.

Aber allmählich verlieren diese Augen das Leblose und Starre, ein weicher Schimmer durchglänzt sie — immer leuchtender mit einem Ausdrucke, der unbeschreiblich ist und unvergeßlich, heften sie sich auf des Pastors Züge. Der will sprechen — er kann es nicht — er ringt nach Worten — er findet nicht eins — er blickt sie nur immer an und wieder an.

Und siehe, ihre Züge verlieren das Fremde, das eigentümlich Vergeistigte — eine Verklärung, die ihm überirdisch dünkt, breitet sich über sie und übergießt ihr Antlitz mit dem Scheine einer Holdseligkeit und Hoheit zugleich, wie er ihn nie gesehen.

Und er vergißt alles um sich her, vergißt sich und die Sterbende, und vor ihm steht nur ein Bild: ein sonnenumgossener Hochaltar, an dem sie niederkniete und er ihr segnend die Hand aufs Haupt legte und sie zu ihm empor-

sah mit einem Antlitz, einem Blicke, wie sie jetzt ihn ansah in dieser letzten Scheidestunde.

„Lieber — lieber Herr Pastor!“

Wie ein Hauch klingt es an sein Ohr, wie eine Stimme, die aus einer anderen Welt kommt. Ihre Hand streckt sich ihm entgegen — sie ruht in der seinen — ein Lächeln fliegt über ihre Lippen so selig, so friedlich, so geborgen!

Er neigt sich zu ihr, er legt ihr ganz leise die Hand auf die Stirn, er streicht ihr über das dunkle Haar, ein Wort kann er immer noch nicht finden.

„Wissen Sie, wie das heute alles ist? — Wie bei meiner Einsegnung — und ich muß doch sterben —“

„Else!“ ringt es sich von seinen Lippen.

„Ja, sterben — und das ist nicht furchtbar — und daß es nicht furchtbar ist, das danke ich Ihnen.“

Sie ist so gefaßt, so ruhig. Er versucht nicht mehr, ihr den Gedanken auszureden, er nickt nur mit dem Kopfe.

„Sterben — — und meine Mutter wiedersehen — und bei ihr sein, wo es so schön ist und so licht — so licht — ich fürchte mich nicht vor dem Tode —“

Sie hat mit großer Anstrengung gesprochen — jetzt schweigt sie eine lange Weile, ihre Augen glänzen noch immer, nur matter und ruhiger als vorher. Aber der verklärende Schein auf ihrem Antlitz nimmt zu — er leuchtet wie ein ersterbendes Abendrot — er hat ihre Züge

so verändert, daß sie einer Lebenden nicht mehr anzugehören scheinen, aber einer Toten noch weniger, ein Engelantlitz dünkt es Werder, das kampf- und schmerzlos zur Verklärung eingeht.

Die Uhr summt ihr Ticktack immer langsamer, immer schwerfälliger. Immer ängstlicher flattert da oben der kleine Vogel im Käfig — in die dumpfe Stille hinein tönen die Klänge der Musik vom unteren Saale her — nicht störend und rauschend, leise und gedämpft wie aus einer anderen Welt.

Mit einem Male brechen sie jäh und hastig ab — ein eilender Schritt fliegt die Treppe herauf.

„Margarete!“ seufzt die Kranke, und für einen Augenblick stiehlt sich ein Schatten irdischer Unruhe in die verklärten Züge.

Die Thür wird geöffnet leise — aber hastig. Werder blickt sich um.

Da im Rahmen der Thür — die bebende Hand weit ausgespreizt an die Einfassung geklammert — lehnt eine gebrochene Gestalt. Nicht die Gestalt eines Menschen — eine Statue. Über dem weißen wallenden Gesellschaftskleide ein Antlitz, weißer fast als das Gewand. Die sorgsam geordneten Haare wirr herabfallend auf die Stirn, die Augen so leblos, so starr, so unsagbar.

Er löst leise seine Hand aus der Elsens, er tritt ihr einen Schritt entgegen, er will sie halten, wenn sie umsinkt.

Sie sieht ihn gar nicht, sie hat alle ihre Kraft zusammengenommen, mit schwankendem Schritt wie abwesend geht sie auf das Krankenlager zu — da erst sinkt sie in in die Kniee.

„Else, liebste, einzige Else!"

Es ist ein leiser gedämpfter Ausruf, aber ein Schmerz spricht aus ihm, eine Qual, die Werder durch das Herz dringt.

Inzwischen ist der Kommerzienrat eingetreten und Doktor Martens — der Sanitätsrat folgt ihnen auf dem Fuße.

Margarete hat die beiden ersten nicht beachtet, sowie der Sanitätsrat eintritt, wendet sie sich schnell um.

„Herr Sanitätsrat, nur dies eine Mal retten Sie meine Schwester!"

Else hebt das Haupt mit einiger Anstrengung empor und blickt auf die Schwester — langsam schüttelt sie den Kopf — wieder spielt ein Lächeln um ihre Lippen voller Frieden und unendlicher Güte. Sie sagt nichts — sie kann es nicht mehr, aber ihre Hand sucht die der Schwester und legt sie in die ihre — dann hebt sie ein wenig die andere Hand, ein suchender, sehnender, letzter Blick dringt aus dem brechenden Auge — der Sanitätsrat winkt Werder, leise tritt dieser näher und nimmt die suchende Hand. Da lächelt die Sterbende noch einmal. Ein kurzer Seufzer ringt sich aus ihrer Brust — ein Aufröcheln — das Haupt

sinkt in die Kissen, die leuchtende Verklärung schwindet von dem Antlitz — noch einmal zuckt es über seine marmorweißen Züge — dann wird es starr und leblos. — —

Das Licht der Ampel flackert einen Augenblick hell auf, die Uhr an der Wand summt nicht mehr so leise, dröhnend fast und aufdringlich klingt ihr monotones Ticktack, Ticktack, der kleine Vogel hat sich scheu in die tiefste Ecke seines Käfigs verkrochen, ab und zu schlägt er ängstlich mit den Flügeln. Sonst ist es stille, totenstille in dem weiten Gemach.

Niemand rührt sich — der Toten Hände ruhen noch in denen der Lebenden.

Endlich tritt der Kommerzienrat näher.

Werder löst sanft seine Hand aus der Elsens und geht einige Schritte zurück.

Der Kommerzienrat blickt zu der Toten herab — eine lange Weile. Immer ernster, immer nachdenklicher werden seine strengen Züge. „Wie ihre Mutter,“ murmelt er endlich, „gerade so starb sie — gerade so lag sie auf ihrem Sterbebette.“

Er beugt sich zu der Toten herab — er drückt ihr die Augen zu — dann wendet er sich schnell ab — er kann den Anblick nicht länger ertragen. —

Werder tritt noch einmal zu Elsen heran — unverwandt blickt er ihr in das stille Antlitz, das jetzt so friedlich, wieder so selig verklärt daliegt — allerlei Gedanken

werden in ihm wach, allerlei Erinnerungen. Die Thränen stürzen ihm aus den Augen, er kann sich von der Toten nicht trennen, ihm ist, als gehöre sie ihm jetzt mehr denn je.

Die Uhr holt ächzend zum Schlage aus. Mitternacht ist da.

Er fühlt, daß er gehen muß. Er wendet sich nach dem Kommerzienrat um, der hat das Zimmer schon verlassen, auch die beiden Ärzte sind gegangen.

Nur Margarete kniet unbeweglich noch und leblos am Sterbebette.

Nur einmal noch nimmt er Elsens Hand in die seine, einmal noch streicht er ihr leise über das dichte Haar und über die bleiche Stirn — dann muß er gehen.

Ein Wort noch will er Margareten sagen — sie hört ihn nicht. Er nennt ihren Namen. Da hebt sie einen Augenblick das Haupt von den Kissen, auf denen es bis jetzt geruht.

Ihr Antlitz ist bleich, wie das der Toten, aber die großen Augen sind thränenlos. So unsagbar starren sie ihn an, so abwesend dabei — er hat den Schmerz kennen gelernt in seiner verschiedensten Gestalt — er weiß, daß es diesem Schmerz gegenüber ein Wort nicht giebt.

Er hat die Thür geöffnet — er steht auf dem weiten Korridor.

Überall die Spuren des schnell gestörten Festes — Blumen und Tafelaufsätze und leere Flaschen und Gläser und zwischen alledem geschäftig hin und her eilende Diener, die abräumen und zurechtstellen.

Wie ihn das alles anmutet in diesem Augenblicke!

Er ist durch den Korridor in das Vestibül getreten. Hier ist die Unruhe und Geschäftigkeit noch größer — die ungezählten Kerzen, deren Glanz ihn vorher so geblendet, werden gerade von Dienern ausgelöscht — langsam erlischt eine nach der anderen, langsam wird es dunkler und immer dunkler.

Die Kerzen, welche eifrige Hände nicht haben erreichen können, löscht schneller als sie der Zugwind, der sausend und pfeifend durch die weitgeöffneten Räume fegt. Ein Frösteln überläuft Werder — er will schnell das Haus verlassen — da fühlt er sich mit einemmale heftig am Arme berührt.

Der Sanitätsrat steht vor ihm. Das sonst so sichere, ruhige Auge blickt so ratlos und verstört. —

„Haben Sie es schon gehört, Herr Pastor?"

Werder sieht ihn fragend an.

„Es ist zum Tumult gekommen in der Vorstadt nach der Versammlung. Die Wohnung des Doktor Martens ist demoliert — von Grund aus demoliert — und jetzt —"

„Und jetzt?"

Der Sanitätsrat holt tief Atem.

„Jetzt zieht eine ganze Rotte von Arbeitern hierher — ich sah sie kommen, als ich eben nach Hause fahren wollte. Ich kehrte schnell um — es gilt dem Kommerzienrat.“

Werder erbebt.

„Es ist unmöglich — jetzt in dieser Stunde — in diesem Augenblicke — nein —“

Er kann, er will es nicht glauben.

Aber horch, hinein ins Rauschen des Regens, in das Klappern und Brausen des wachsenden Sturmes tönt es ihm entgegen, dumpf erst und verschwommen wie aus weiter Ferne, dann immer näher, immer lauter, immer schriller ein Pfeifen und Johlen und Lärmen und Schreien — und siehe, wie eine unendliche Schlange wälzt sich dort ein wirrer Knäuel schnell und schneller herziehender dunkler Gestalten dem Hause entgegen.

Die Diener hören auf in ihrer Arbeit — ratlos stürzt alles im Vestibül zusammen — ein Fragen, ein Händeringen, ein Schreien — auf der großen Freitreppe erscheint der Kommerzienrat.

„Kommen Sie!“ ruft Werder und reißt den Sanitätsrat mit sich fort.

Er steht draußen — hart bis an die Rampe der Villa ist die Menge herangedrungen.

Hände ballen sich empor — fluchende Stimmen heben sich deutlich aus dem allgemeinen Gewirr hervor — einige

der vorderen Männer nähern sich bereits, von den hinteren angereizt, der Hausthür.

„Zurück!“ ruft Werder mit gewaltiger, weitreichender Stimme.

Sie müssen diese Stimme kennen, denn einen Augenblick verstummt der Lärm, aber nur um gleich darauf um so gewaltiger von neuem loszubrechen. Zu den ersten Männern drängen neue — immer dichter, immer drohender wälzt sich der Strom an das Haus.

„Zurück!“ ruft Werder noch einmal und schiebt mit dem markigen Arm die Andrängenden von sich.

„Vorwärts, Leute — vorwärts!“ tönt eine starke Stimme, und aus den hinteren Reihen tritt ein älterer Mann hervor und nähert sich dem Pastor.

„Auch Sie, Körner?!“ ruft dieser erschreckt — „was wollen Sie hier?!“

„Ja, auch ich, Herr Pastor, es ist zu viel — wir müssen uns wehren!“

„Aber was in aller Welt wollen Sie denn?“

Er kann die Antwort nicht hören, die Körner ihm giebt — immer lauter wird das Toben und Schreien der Menge. Da — als die Gefahr auf das äußerste steigt, als der Tumult droht in Thätlichkeiten auszubrechen, packt Werder mit starker Hand den Arbeiter.

„Kommen Sie her, Körner,“ ruft er mit gebietender Stimme, „hierher! Da sehen Sie hinauf — sehen Sie

das rote Licht in dem einem Zimmer — dort oben? Wissen Sie, wer da liegt? Fräulein Else! Das Fräulein, das Ihre kranke Tochter fast täglich besucht, das sie getröstet und gespeist —“

„Ist sie kränker geworden?“

„Sie ist tot!“

„Tot?“

Wie vom Blitz getroffen, taumelt der Arbeiter zurück — auch die ihm nächst Stehenden haben es gehört — so laut, so eindringlich hat es der Pastor in die Menge hineingerufen. Wie ein Lauffeuer verbreitet es sich durch die Menge — Körner selber eilt von Mann zu Mann — der Sanitätsrat, den die Leute alle liebten, hat das Seine gethan — Werder hilft ihm so gut er kann. Der plötzliche Tod des jungen Mädchens, das ihnen fast allen bekannt ist, zum mindesten ihren Frauen und Töchtern, hat wie ein Donnerschlag auf die entfesselte Menge gewirkt.

Der Kommerzienrat ist bestraft genug. Der Pastor hat recht — sie können ihre Forderungen morgen mit allem Nachdruck, aber nicht in der wilden Erregung des Augenblicks vorbringen — das Toben und Lärmen läßt nach — einige der Jüngeren, die sich von den Vernunftgründen Werders und des Sanitätsrats nicht wollen überzeugen lassen und die jeder Ehrfurcht vor dem Tode bar sind, werden von den Älteren allmählich zur Ruhe gebracht, — langsam, hier und da noch fluchend und lärmend, zerstreut sich die Menge, langsam entfernt sie sich. — Immer dichter

strömt der Regen vom Himmel herunter, immer lauter und grollender heult der Sturm durch die Straßen.

Werder ist in das Koupee des Sanitätsrates gestiegen, keiner spricht ein Wort — so fahren sie durch die Straßen. Hier und da treffen sie noch auf erregte Gruppen von Arbeitern — aber bald wird es stille auf den Straßen — das schlechte Wetter treibt alles in das schützende Heim.

— — — — — — — — — — — — — — —

Oben in Elsens stillem Zimmer brennt die Ampel trüber und trüber — ihr matter Schein verklärt das Antlitz einer Toten, das so friedlich aussieht, so geborgen, als ruhte es im Schoße einer nie aufhörenden Liebe.

Die Tote ist nicht allein.

Zu ihren Füßen hält die Schwester die Totenwacht.

Und in dieser Nacht, da Margarete zu Mute ist, als sei alles gestorben in ihr mit der Toten, als sei kein Hauch von Leben in ihr und von Empfinden — in dieser Nacht hat sie nichts gesehen und gehört von alle dem, was um sie Drohendes vorgegangen. Nur ein Gedanke verfolgt sie — nur ein Wort quält sie und martert sie bis zum äußersten — das Wort, das Werder einst zu ihr gesprochen, das sie damals nicht verstanden und das ihr in dieser Stunde so furchtbar klar geworden. Sie empfindet nichts, sie sieht nichts mehr, als die unbegreifliche Leere, und diese Leere erfüllt ihr Herz mit Entsetzen.

Wenige Tage später begrub man Elsens sterbliche Hülle.

Ein Gefolge hatte sich eingefunden, wie es die Stadt noch nie gesehen. Den großen Weg bis zum Kirchhof stand die Menge Spalier — die Männer lüfteten ehrerbietig den Hut, als der Sarg vorbei kam, die Frauen weinten. Auf dem Kirchhofe staute sich die Menge und stand da wie eine schwarze undurchdringliche Mauer.

Der Sturm der letzten Tage hatte sich gelegt, das Dunkel war gewichen. Ein versöhnter heller Himmel schaute ernst und feierlich herab auf das Begräbnis.

An der offenen Gruft sprach Werder — niemals hatte man ihn so sprechen gehört. Es war keine Rede für die gaffende Menge, keine Trostworte für die Hinterbliebenen, es war wie ein letztes, heiliges Zwiegespräch mit der Entschlafenen, es waren Worte, wie nur eine große Liebe sie eingiebt.

Als er geendet, sprach noch der Superintendent — kalt und unbewegt. Die eigentümliche Härte seines Organs klang fast verletzend nach den Worten Werders. Er hatte die Verblichene wenig gekannt, er tröstete Vater und Schwester, er ermahnte die Menge.

Dann warf er die ersten Hände voll Erde auf den Sarg — so klappernd und hart fielen die Schollen auf die Entschlafene — Werder konnte ein Zittern nicht bemeistern, das seinen Körper überlief — ihm war, als

müßten sie der kleinen Else weh thun — diese harten Hände.

Die Zeremonie war beendet.

Alles drängte sich um den Kommerzienrat, alles drückte ihm teilnehmend die Hand und sprach ihm mit mehr oder minder wohlgesetzten Worten sein Beileid aus. Er stand, den wohlgebügelten Zylinderhut in der Hand, verneigte sich hier und dort und dankte höflichst für alle Trostesworte. Und als er dabei die gewaltige Menge übersah, die immer noch nicht weichen wollte, sondern teilnehmend und bewegt die offene Gruft umstand, da zerdrückte er die erste Thräne in seinen Augen, aber ein leiser Zug von Befriedigung lag auf seinem ernsten Antlitz.

Die Wagen fuhren davon, die Menge zerstreute sich langsam und allmählich. Der letzte, der das Grab verließ, war Werder.

Zwölftes Kapitel.

Sommeranfang ist es. Die Knospen und Blüten, die der Frühling getrieben, fangen an sich zu enthüllen, langsam und ängstlich fast, aber doch der Sonne so sehnend und verlangend entgegenduftend, als wären sie beseelte Wesen, die unter dem schimmernden Gewande etwas tragen wie ein warmes, pochendes Menschenherz, das nach der Höhe und dem Lichte emporstrebt — dazu singen die Vögel — nicht ganz so jauchzend mehr und sangesfreudig wie im Frühling, aber geübter und voller, in sanften, schmelzenden Akkorden.

Sommeranfang ist es — der Höhepunkt in aller Entwicklung und allem Gedeihen da draußen. Noch liegt der ganze bestrickende Reiz in der Natur, denn alles ist ein Entfalten und Werden — alles ist frisch und neugeboren. Aber in diesem Reiz ist keine Unruhe mehr und kein Kampf — nicht mehr die gährende, leidenschaftliche Stimmung liegt in der Natur wie im Frühling, sondern jene ruhigere und mehr gesättigte, die des Sieges gewiß ist. Überall

zeigen sich sichtbar schon die Formen des gewonnenen Lebens, und aus den Formen dringt von Tag zu Tag wachsend wie Verheißung und Erfüllung zugleich der reiche Inhalt dieses neuen Lebens selber.

Auch Werder konnte sich dieser Gewalt nicht verschließen. Der schwere Druck, der wie eine unbezwingliche Last auf seinem Herzen gelegen, begann langsam zu weichen, die Trauer um Elsens Tod wurde immer milder und versöhnter. Die reine, der leisesten Spur von Leidenschaft bare Neigung, die er für sie gehegt, blieb dieselbe, auch nachdem sie die Welt verlassen, für die sie nie geschaffen. Er wußte, wo er sie zu suchen hatte, und fand sie dort stets. Jeder Leiblichkeit entkleidet schwebte ihr liebes reines Bild über all seinem Leben und Thun und gab ihm neue Kraft und neue Zuversicht, wenn im schweren Amt der Mut ihm sinken wollte.

Nur auf eine schien all das Werden und Wachsen da draußen ohne den geringsten Eindruck zu bleiben — auf Margarete.

Werder sah sie selten. Sie hatte sich seit Elsens Tode von jeglichem Verkehr selbst mit den Nächststehenden zurückgezogen. — Doktor Martens war gleich am Morgen nach jener unvergeßlichen Nacht nach Bonn abgereist. — Werder hatte nie mehr von ihm gehört.

Geschah es aber das eine oder das andere Mal, daß er mit Margarete zusammentraf, dann war sie für ihn so

unzugänglich und unnahbar, daß er es kaum wagen durfte, sie anzusprechen.

Einmal hatte er es gethan. Ohne jeden Umschweif hatte er das Gespräch auf die Verstorbene gebracht — er wußte, daß sie Tag für Tag an das Grab der Schwester pilgerte und dort oft Stunden lang blieb. Aber sie war auf sein Gespräch kaum mit einem Worte eingegangen und hatte die Unterhaltung schnell und geschickt auf ganz gleichgiltige Gegenstände gelenkt.

Sie schien dieselbe geblieben zu sein. Das schmerzte ihn tief. Auch dieses Ereignis, so nahe es gerade sie berührte, so mancher stille Vorwurf sie bei seinem Gedenken quälen mußte, wenngleich sie schuldlos war an seinem traurigen Ausgange, den niemand hätte abwenden können — auch dies alles schien an dem innersten Kerne ihres Wesens spurlos vorübergegangen zu sein. Auf dem bleichen Antlitz, das über der schwarzen Tracht schöner und edler aussah denn je, lag noch immer jener herbe Zug des eigenwilligen Trotzes — aus den dunkeln Augen leuchtete der alte ungezähmte Stolz.

Nur manches Mal, wenn sie sich unbeachtet glaubte, dann war es Werder, als sähe er auf dieses Antlitz einen leisen Schatten sich lagern, der all den Stolz und Trotz mit einem Hauche fortwischte wie etwas Fremdes und nicht zu ihr Gehöriges, und nichts war mehr sichtbar, als der Ausdruck einer namenlosen Verlassenheit, eines Schmerzes,

der gerade durch die Kraft, mit der sie gegen ihn ankämpfte, um so größer erschien.

In solchen Augenblicken wurde Werder wieder irre an ihr und an seiner Menschenkenntnis, in solchen Augenblicken glaubte er nicht an die unnahbare Härte, die sie so geflissentlich an den Tag legte. Aber lange noch hätte er vergeblich seinen Kopf zermartert, um in das wahre Wesen dieses Mädchens einzudringen, wenn ihm nicht mit einemmale ein sehr geringfügiger Zufall zu Hilfe gekommen wäre, der ihm endlich die verschlossenen Augen öffnete. — — — —

Er hatte einen seiner gewohnten Besuche in der Vorstadt bei Körners gemacht.

Auch auf die kranke Marie schien die milde Heilkraft des Sommers nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Es ging ihr entschieden besser. Ganz heilen und vernarben freilich konnte die schwere Wunde sobald nicht — aber die Gefahr war verschwunden, der Schmerz geringer geworden. Eine Bewegung der kranken Seite war wieder möglich geworden, ja, der Sanitätsrat hielt eine völlige Genesung nicht für ausgeschlossen.

Mit welcher Dankbarkeit diese Aussicht das liebe Mädchen erfüllte — wie anders ihr Aussehen geworden, welche Seligkeit und Freude in den Zügen lag, die von Tag zu Tag blühender wurden und lieblicher!

Und wie in das ganze Haus die Freude eingezogen war und der Friede, wie selbst der halsstarrige Vater versöhnter wurde mit seinem Gott und mehr und mehr von seinen aufrührerischen Prinzipien ließ!

Es waren für Werder jetzt die schönsten Stunden, die er in dem kleinen stillen Hause verlebte.

Nur wunderbar — als er heute, an einem schönen Sommernachmittag, kam, fand er eine gewisse Verwirrung vor und eine Bestürzung, welche die Gesichter von Mutter und Tochter zu unterdrücken sich vergebens bemühten.

Er setzte sich zu Marie, er sprach zu ihr, er las ihr vor, aber ihre Augen irrten noch immer mit einer ängstlichen Unruhe im Zimmer umher, die er sich in keiner Weise zu erklären vermochte.

Mit einemmale sah er, daß ihre Blicke wie gebannt auf den Fußboden sich richteten — er folgte ihnen und siehe, vor ihrem Bette hart an dem Stuhle, auf dem er saß, erblickte er einen kleinen schwarzen Gegenstand.

Er hob ihn schnell auf — es war ein feiner Damenhandschuh.

Lächelnd und noch ganz ahnungslos betrachtete er ihn.

„Ei, ei," sagte er schließlich, „unsere liebe Marie wird eitel, sie probiert jetzt schon den Staat an, in dem sie zum erstenmale ihren Spaziergang machen wird. — Und was für ein feiner Handschuh! Wie gemacht für die vornehmste Damenhand!"

Mariens Antlitz war wie mit Blut übergossen. Die Mutter, die an ihrem Bettende stand, winkte ihr vielsagend mit den Augen zu.

„Nein, nein, Mutter!“ rief Marie, „bis jetzt habe ich auf Euren Wunsch dem Herrn Pastor gegenüber geschwiegen, so sauer es mir auch oft angekommen. Aber ihn belügen — das thue ich um keinen Preis!

Herr Pastor,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, in der sie tief Atem geschöpft, „dieser Handschuh da — der gehört mir nicht — er gehört, wie Sie sich richtig sagten, — einer vornehmen Dame!“

„Wem gehört er?“ fragte Werder sehr rasch.

„Wir sollten es niemand sagen, und es war auch so lange verborgen geblieben. Aber heute haben Sie uns überrascht, und als sie in der Eile so schnell sich fortmachte, blieb hier auf der Erde ihr Handschuh liegen, — und der war der Verräter.“

„Aber, wer ist es denn — wer?!“

„Das älteste Fräulein Tochter vom Herrn Kommerzienrat Wolters.“

„Fräulein Margarete?“

„Ja — sie —“

„Und sie ist öfter gekommen, hat Sie besucht?“

„Jeden Tag, Herr Pastor — jeden einzigen Tag!“

In diesem Augenblick empfand Werder ein nie gekann-

tes Gefühl durch seine Seele ziehen — so befreiend, so erhebend zugleich, daß er nicht wußte, wie ihm geschehen.

„Und wenn Sie wüßten, Herr Pastor — wie gut sie ist — wie anders sie geworden! Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch so sich verändern könnte.

Am Tage nach Elsens Begräbnis war sie zum erstenmale hier. Sie hat geweint, Herr Pastor, wie ein Kind. Wir alle haben mit ihr geweint.

Und dann — ja, das kann ich gar nicht sagen — dann," ihre Stimme stockte wieder, sehr verlegen hielt sie inne, „dann, Herr Pastor," fuhr sie tief errötend fort, „dann hat sie mich um Verzeihung gebeten, daß sie noch nicht bei mir gewesen — sie sagte, sie wüßte gar nicht, wie ihr bis zu diesem Tage gewesen — jetzt sei das alles anders geworden."

„Und jeden Tag," fiel die Mutter ein, „bringt sie ihr die schönsten Blumen — sehen Sie nur da, Herr Pastor — und jeden Mittag bekommt Marie eine kräftige Speise aus ihrem Hause geschickt."

„Und von alledem habe ich nie etwas erfahren?"

„Sie hat uns auf das strengste verboten, zu irgend jemand von ihren Besuchen zu sprechen — am wenigsten aber zu dem Herrn Pastor — der sollte unter keinen Umständen erfahren, daß sie je hier gewesen."

„So — so," sagte Werder nachdenklich lächelnd, „und das gelang ihr immer?"

„Ja,“ erwiderte Marie ein wenig schalkhaft; „die Mutter oder ein Kind mußten immer aufpassen und wenn der Herr Pastor einmal kam, dann verschwand sie hier durch die Hinterthür und ging nach Hause, während der Herr Pastor hier saßen. Nur heute hat die liebe Mutter ihre Sache schlecht gemacht, und sie konnte gerade noch entweichen, als der Herr Pastor hier eintraten.“

„So, so,“ murmelte Werder wieder vor sich hin; er sprach nicht mehr viel, er las auch nicht weiter vor, er saß eine ganze Weile in seine Gedanken versunken, so daß Marie schon fürchtete, er sei sehr böse auf sie — endlich empfahl er sich.

„Den Handschuh werde ich dem Fräulein selber bringen,“ sagte er und steckte ihn zu sich, „ich muß doch noch beim Herrn Kommerzienrat vorsprechen.“

„Aber — Herr Pastor!“ warf Marie sehr ängstlich ein.

„Nur keine Furcht, liebe Marie — die Verantwortung nehme ich auf mich.“ Und leise setzte er hinzu: „Warte nur — jetzt wirst Du mich nicht mehr hintergehen.“

Dreizehntes Kapitel.

Margarete war etwas erregt von ihrem Besuche bei Körners nach Hause gekommen.

Es duldete sie nicht in den engen Zimmern, ihr war so heiß dort und so schwül, sie konnte es nicht ertragen, sie ging hinaus in den großen Garten, der hinter ihrer Villa lag, sie suchte ihren Lieblingsplatz dicht an dem Hause unter zwei großen alten Linden, die ihre Zweige gastlich vereinten.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die Sonne rüstete sich zum Scheiden — feierliche Stille herrschte rings umher. Nur über ihr in den dichten Ästen sang ein Vogel leise und lockend wie im Traum, und durch die Blätter der Linde knisterte und rauschte es in jenem frommen Abendschauer, der zu solcher Sommerdämmerung wie ein Nachtgebet durch die feiernde Natur klingt.

Margarete hatte sich auf eine einfache Bank niedergelassen, die um den dicken Stamm der einen Linde lief. Die Stimmung ihres Herzens paßte wunderbar zu diesem

ernsten schweigenden Abend — ihre Gedanken weilten in weiter Ferne.

Mit einemmale störte sie ein schneller Schritt in ihrem träumerischen Nachdenken — vor ihr stand die hohe Gestalt des Pastor Werder, so wie sie ihn zum erstenmal gesehen im eng anschließenden schwarzen Rock, in der straffen Haltung, die ihm stets eigen war. Sein ausdrucksvolles Gesicht blickte so ernst, wie immer — nur die Augen weilten heute nicht so strenge auf ihr, wie so manches Mal — ein eigentümliches Leuchten strahlte durch ihr Dunkel.

Sie sah nicht auf zu ihm — eine heiße Glut lag auf ihrem Antlitz, die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, zitterte leise.

„Ich habe eben einige Besuche in der Nachbarschaft gemacht — ich wollte mir erlauben, auch einmal bei Ihnen vorzusprechen.“

„Eine allerdings sehr seltene Ehre.“

„Ich habe so viel Besuche zu machen, wo man meiner bedarf, daß ich zu anderen wenig komme,“ entgegnete er in ruhiger Offenherzigkeit.

„Sie kommen aus der Vorstadt?“

„Ich war eben bei Körners. Sie besinnen sich vielleicht auf die Leute?“

Sie wandte schnell das Haupt zur Erde — er sah, wie das Erröten bis an ihre Haarwurzeln stieg.

„Ja — ja," entgegnete sie leise. „Sie sprachen einmal von ihnen. Wie geht es denn der armen Kranken?"

„Ich danke — recht gut."

Eine Pause entstand.

Werder nahm das Gespräch mit Absicht nicht wieder auf.

„Sie sind öfter dort?" fragte endlich Margarete, weil sie nichts anderes zu sagen wußte.

„Früher ja — aber jetzt — es ist wunderbar — jetzt habe ich immer das Gefühl, als wäre ich nicht mehr nötig da."

Sie sah ihn etwas erschreckt an.

„Geht es der Kranken schon so gut?"

„Das wohl nicht — aber ich weiß nicht, jedes Mal, wenn ich hinkomme, ist das Zimmer voller duftender Blumen — es herrscht bei Mutter und Tochter eine so gehobene Stimmung — und was das Seltsamste ist: selbst der verbitterte Alte ist so friedlich und freundlich, wie es allen meinen Anstrengungen nie gelungen ihn zu sehen. Das alles ist mir so unbegreiflich, daß ich schon auf einen ganz wunderbaren Gedanken gekommen bin — und wissen Sie, auf welchen?"

Er hielt einen Augenblick inne. Er dachte, sie würde ihn nach diesem Gedanken fragen, aber sie senkte das Haupt nur um so tiefer zur Erde und sprach kein Wort.

„Auf den Gedanken," fuhr er fort, „daß eine Fee dort ihr Wesen treiben müsse — so eine Fee, wissen Sie,

die ganz unsichtbar kommt, ihre Zauberwerke thut, und — husch, husch ist sie fort — vielleicht durchs Fenster, vielleicht auch durch — eine verborgene Hinterthür — ich weiß es nicht."

Wieder hielt er inne — wieder verharrte sie im tiefsten Schweigen.

„Nur einmal," sagte er dann mit leiser Stimme und richtete das Auge fest auf ihr Antlitz — „einmal ist dieser Fee auch eine kleine menschliche Schwäche unterlaufen — man sollte sie ihr nicht zutrauen, aber es ist so: — sie ist vergeßlich gewesen. Sie hat etwas in der Hütte liegen gelassen, und — ich war der glückliche Finder. Ich nahm es auf — sehen Sie, hier ist es!" und lächelnd nahm er aus der Brusttasche den kleinen schwarzen Handschuh und hielt ihn ihr entgegen.

Sie war in leidenschaftlicher Bewegung emporgesprungen. Die glühende Röte war aus ihrem Antlitz gewichen, es war bleicher denn je.

„Wie?" fragte Werder, „Sie kennen diesen Handschuh? Sollten Sie gar —?"

„Ich bin einmal bei Körners gewesen. Nicht aus eigenen Stücken. Auf Papas Wunsch. Er wollte, daß ich mich nach der Kranken umsehen sollte. Ich erfüllte seinen Willen. Das war alles!"

„So!" erwiderte Werder. „Das ist etwas anderes. Dann bin ich auf falscher Fährte. Dann freilich sind Sie

diese Fee nicht gewesen, die ist täglich gekommen. Denken Sie nur: täglich, und täglich hat sie der armen Kranken Blumen mitgebracht und täglich ihr Essen geschickt aus irgendwelcher unterirdischen Zauberküche —"

„Es ist schändlich, mich so zu verraten — nie wieder werde ich dieses Haus betreten!" rief sie schnell, und aus den Augen funkelte mit einemmale wieder der alte unbesiegbare Trotz.

Werder trat einen Schritt näher.

„Fräulein Margarete," sagte er mit sehr ernster eindringender Stimme, „ist es recht von Ihnen, immer wieder mit mir Versteck zu spielen, sich immer wieder schlechter zu machen, als Sie in Wahrheit sind? Wozu dieser armselige Stolz noch nach dem schweren Ereignisse der letzten Woche, das uns beide wirklich etwas näher hätte bringen sollen — warum immer wieder die vergebliche Mühe, mich über Ihr wahres Wesen zu täuschen? Es gelingt Ihnen jetzt doch nicht mehr."

Sie lehnte sich an den Stamm der alten Linde — ein Zittern überlief den schlanken Körper.

„Ich hielt es für eine Pflicht der Verstorbenen gegenüber. Sie hatte jenes Mädchen geliebt und gepflegt — ich wollte in ihrem Sinne weiter handeln —"

„Und nur für Ihre Pflicht — und weiter nichts, weiter gar nichts, Fräulein Margarete?"

Sie antwortete nicht, aber der trotzende Zug war

aus ihrem Antlitz geschwunden, nachdenklich blickte sie vor sich hin.

„Es ist mehr für Sie geworden, als eine Pflicht," sagte Werder ruhig, aber mit sehr warmem Ton in seiner Stimme; „dieser Besuch da in der Wohnung des Arbeiters, den Sie — ich weiß es wohl — in der Pietät und Liebe für die Entschlafene begonnen, der ist Ihnen, ohne daß Sie es ahnten, viel mehr geworden: eine Quelle des eigenen Friedens, des stillen Glücks! Dieser Dienst der Liebe, in dem Sie mehr und mehr aufgingen, hat Sie über vieles hinweggetragen, das Sie sonst vielleicht nicht überwunden hätten."

Sie wandte ihm langsam das sinnende Antlitz zu — ihre Augen ruhten einen Augenblick in den seinen.

„Ja," sagte sie leise, „er hat mich hinweggehoben über die furchtbare Leere."

Eine Sekunde hielt sie inne. Dann fuhr sie mit noch leiserer bebender Stimme fort.

„Wissen Sie noch, als Sie es mir einmal sagten — damals auf der Gesellschaft bei uns: es würde einmal für mich der Augenblick kommen, wo ich nichts empfinden würde, als die unbegreifliche Leere. Damals freilich ahnte ich nicht, wie wahr Sie prophezeit hatten — und wie entsetzlich sie sein würde — diese Leere —"

„Aber da," unterbrach er sie schnell, „inmitten dieser Leere besannen Sie sich nicht nur auf die Heimgegangene

und ihr Wirken. Da besannen Sie sich auf sich selbst, auf Ihr besseres Ich — da wurde es Ihnen klar, daß Sie doch noch zu etwas anderem berufen wären, als zu dem Leben, das Sie bis dahin geführt, daß es doch etwas anderes, etwas Höheres in dieser Welt giebt, als den selbstsüchtigen Genuß ohne jede höheren Pflichten und Ziele. Sie traten in die Fußstapfen der geliebten Schwester, und indem Sie ihr Andenken ehren wollten, fühlten Sie in dem höchsten Berufe, den es für ein Weib geben kann, in der Arbeit rastloser, dienender Liebe die Ahnung eines neuen, nie gekannten Glückes, das Sie mit dem früheren nicht mehr vertauschen möchten."

„Niemals!" sagte sie leidenschaftlich.

„So mußte alles kommen — es waren schwere, dunkle Wege, aber sie allein konnten zum Lichte führen."

„Ja," antwortete Margarete mit bebender Stimme, „nur sie."

Der Vogel da oben in der Linde sang nicht mehr, er war schlafen gegangen. Die Sonne war am leuchtenden Horizonte versunken — ein Rauschen wehte plötzlich laut durch die Wipfel — dann bebte kein Blatt mehr in den Bäumen — lautlos still war alles — in der schwülen Luft schwamm schwerer Blumenduft, und am ernsten Abendhimmel zeigte der Mond sein noch bleiches Antlitz.

Werder fühlte, daß es Zeit war, sich zu verabschieden.

„Und nicht wahr, Sie werden die armen Körners meine Indiskretion nicht entgelten lassen?“

„Das weiß ich noch nicht, aber besuchen werde ich sie trotzdem.“

„Und ist Ihr Herr Bräutigam mit diesen Besuchen einverstanden?“

Er hatte es ganz entgegengesetzt seiner sonstigen Art mit stockender Stimme gesagt. Die Frage hatte ihm den ganzen Abend über auf der Seele gelegen, sie mußte heraus.

Margarete war nicht minder befangen als er. In dem kurzen Blick, mit dem sie ihn ansah, lag ein fragendes Erstaunen.

„Freilich — woher sollten Sie es auch wissen — wir haben uns ja solange nicht gesprochen. — Ich habe am Tage nach Elsens Tode meine Verlobung mit Herrn Doktor Martens aufgehoben — ich war zur Erkenntnis gekommen. Es war eine qualvolle Zeit — aber nun ist alles gut.“

„Gott sei gelobt!“

Er hatte es nicht sagen wollen, er hatte es nur in tiefstem Herzen empfunden, aber, ohne daß er es wußte, waren ihm die Worte aus übervoller Seele gedrungen.

„Und nun — nichts mehr von ihm,“ sagte Margarete fast ängstlich — „ich habe alles, alles erfahren.“

„Nein," rief Werder, „nichts mehr von ihm — dazu ist diese Stunde zu schön und zu schade die Zeit — ich muß zwar ohnedies gehen. Nur ein Versprechen müssen Sie mir noch geben."

„Welches?"

„Daß Sie, wenn ich jetzt einmal wieder zu Körners komme, nicht aufs neue unsichtbar verschwinden — es würde Ihnen ja auch nichts nützen, denn den Kniff mit der Hinterthür kenne ich jetzt. Und dann noch eins" — er war plötzlich aus dem scherzenden Ton in einen sehr ernsten übergegangen — „daß Sie mir erlauben, Sie dann und wann noch auf ein anderes Haus hinzuweisen, das Sie noch nicht kennen, und wo man Ihrer Hilfe vielleicht noch nötiger bedarf als bei Körners."

„Von Herzen gern."

„Und nun — gute Nacht."

„Gute Nacht."

Er war gegangen. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das West des Abendrotes war längst verglüht, aber das bleiche Licht des Mondes war dafür um so glänzender geworden. Tausend Sterne waren aufgegangen am weiten Himmelsbogen, ihr milder Glanz einte sich mit dem helleren des Mondes und schien hinab auf die dunkle Erde und spiegelte sich wieder in dem Tau, der in den Gräsern und Blumen funkelte.

Wie ein Grüßen und Klingen aus unsichtbarer Ferne zog es durch die stille Nacht. — So nahe wie nie schien der Himmel der Erde, und Himmelsruhe und Himmelsfriede senkte sich auf sie herab. — Lange hatte Margarete dem Davongehenden nachgeschaut.

Dann weilten ihre Gedanken bei der geschiedenen Schwester.

Es war das erste Mal, daß sie, versöhnt im eigenen Innern, ihrer gedenken konnte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Jahr ist vergangen — ein langes Jahr mit seiner versöhnenden Heilskraft, mit dem lindernden Balsam, den kein Arzt so geschickt in Wunden zu träufeln weiß wie die Zeit.

Und niemand hatte die Kunst dieses Arztes erfahren wie Margarete.

Die dämmernde Ahnung von Friede und Glück, die in jener Sommernacht durch ihre Seele wie eine stille Verheißung gezogen, sie war zur Erfüllung geworden.

Die Thätigkeit, der sie sich unter Werders Anleitung hingegeben, das beglückende Bewußtsein, armen und unglücklichen Menschen eine Hilfe und Stütze sein zu können, hatte ihr eine innere Befriedigung und eine freudige Spannkraft des Geistes verliehen, die sich sichtbar ihrem ganzen Wesen aufprägte.

Wohl war sie noch ernst und in sich gekehrt, aber es war ein stiller, freundlicher Ernst, nicht jener düstere mehr, der früher so dunkle Schatten auf ihr Antlitz geworfen.

Nur über eins hatte Werder Grund, sich zu beklagen:

ihm war sie nicht näher gekommen in dem langen Jahre, ja, sie war ihm in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal wieder so nahe getreten, wie an jenem unvergeßlichen Sommerabend.

So oft er auch jetzt in das Haus des Kommerzienrats kam und allein mit ihr war, so viele gemeinschaftliche Interessen sie jetzt mit einander hatten, soviel sie unter einander beredeten — sie that alles genau nach seiner Anweisung, sie zeigte in ihrer Thätigkeit eine Gewandtheit und einen Eifer, der Werder mehr als einmal in das größte Erstaunen setzte — sie hatte bei all ihrer Unerfahrenheit eine so liebevolle und geschickte Art, mit den Leuten, besonders mit den Kranken und Armen, zu verkehren, daß man sogleich bemerkte, es kam alles aus vollem Herzen, und gern über kleine Mängel hinwegsah — vor allem aber: sie that nichts halb, sie blieb mit unermüdlicher Treue bei dem, was sie einmal begonnen und ruhte nicht eher, bis sie es mit Erfolg zu Ende geführt.

Aber bei alledem blieb sie Werder persönlich fremd. Mit einer fast auffallenden Scheu vermied sie jedes Gespräch, das einmal von dem Allgemeinen ab dem eigenen Leben und Denken sich zuwandte. Es lag etwas Unüberbrückbares zwischen ihnen beiden. Werder fühlte es mit jedem Tage mehr, und mit jedem Tage schmerzte es ihn mehr.

Er suchte diese Empfindungen zu vergessen in der

Arbeit, der er sich mit noch freudigerem Eifer als früher hingab, und er hatte die Genugthuung, daß seine aufrichtigen Bestrebungen nicht nur in der Gemeinde immer mehr Anerkennung fanden, daß sie sogar, besonders insofern sie sich auf das Wohl und die Aufrichtung der arbeitenden Klassen bezogen, weit über die Grenzen der Stadt hinaus gekannt und geschätzt wurden.

Es war nicht wenig aufgefallen, daß der Generalsuperintendent aus der benachbarten Hauptstadt bereits zum zweitenmale herübergekommen war, dem Gottesdienste des jungen Predigers von Anfang bis zu Ende beigewohnt, seine Sonntagsschule und seine Familienabende besucht und beide Male sehr eingehende Unterredungen mit ihm gehabt hatte. — —

Nur für einen war das vergangene Jahr kein heilbringendes gewesen, nur auf einen hatte es seine wunderthätige Wirkung nicht geübt — das war der Kommerzienrat Wolters.

Dank dem thätigen Eingreifen des Pastors war die Unzufriedenheit seiner Arbeiter zwar etwas geringer geworden, die Ausstände hatten abgenommen, aber der Kommerzienrat hatte mit seinen geschäftlichen Unternehmungen sehr wenig Glück gehabt — man sprach allgemein erst von seinen schwindenden Einnahmen, dann von verfehlten Spekulationen, zuletzt von einem drohenden Zusammenbruch.

Margarete ahnte davon nichts. Nur die Erscheinung und das Wesen ihres Vaters, dem man die wachsenden Sorgen anmerkte, machten ihr Unruhe. Seine Gestalt war nicht mehr so straff, sein Gang nicht mehr so sicher. In das einst frische Gesicht gruben sich bohrende Falten, sein Haar begann zu bleichen, er wurde alt.

Und er fühlte das selber. Aber er schob diese Veränderung in seinem Äußern und Innern auf den Schmerz, den er durch Elsens Tod erlitten — er wußte sich diese Meinung so einzureden, daß er selbst daran glaubte. Und doch war es das nicht — es war etwas anderes.

Ein heißer Sommertag war es.

Werder hatte den kühleren Morgen zur Arbeit benutzt.

Er wollte eben in seine Gemeinde gehen, als der Briefträger ihm einen eingeschriebenen Brief aus der Hauptstadt brachte.

Die Handschrift war ihm bekannt. Er öffnete ihn und las:

„Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Schneller als wir annahmen, ist die Erste Stelle an der St. Johannes-Kirche frei geworden, mit ihr ein Amt ebenso schwer und verantwortungsvoll als dankbar und reiche Früchte verheißend.

Die Gemeinde ist sozial gefährdet wie keine andere. Es ist einer der wichtigsten Posten für uns. Wir brauchen

für ihn einen ganzen Mann, dem auf diesem Gebiete reiche Erfahrung und hingebender Eifer zu Gebote stehen.

Unsere Blicke richteten sich auf Sie. Mit der Stellung ist Sitz in der Behörde verbunden. Ihre Jugend soll uns kein Hindernis sein — wir wissen, daß Sie unseres Vertrauens wert sind.

Aber schnell müssen Sie sich entscheiden. — Die Stelle darf nicht lange unbesetzt bleiben, und nicht viele Männer giebt es, die für sie in Betracht kommen.

Die weiteren Verhandlungen mit Ihnen sind mir übertragen; es wäre mir lieb, wenn Sie noch in diesen Tagen zur persönlichen Besprechung mit mir nach Berlin kämen.

Bis dahin grüßt Sie herzlich

Ihr ergebener

Mellin,

General-Superintendent."

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht Werder.

Also fort sollte er von hier, fort von einem Ort, an den er gebunden sich fühlte mit jeder Faser seines Herzens.

Und er durfte nicht Nein sagen, er wußte es, seine Behörde hatte ihm ein Amt angeboten, wie wohl selten einem Manne in seiner Jugend. Sie hatte ein Vertrauen in ihn gesetzt, das er rechtfertigen mußte und rechtfertigen wollte. Zudem in Hinblick auf die große Aufgabe, die in dem bewegten Gemeindeleben der Reichshauptstadt seiner

harrte, fühlte er seine Kräfte wie nie zuvor und die Lust, sie zu regen und zu bethätigen.

Er ging in tiefer Bewegung einige Mal im Zimmer auf und ab — er blieb nachdenkend stehen — endlich setzte er sich an seinen Schreibtisch und beantwortete umgehend den Brief des Generalsuperintendenten.

Er dankte ihm für sein Vertrauen, er schrieb ihm, wie schwer es ihm sei, seine Gemeinde zu verlassen, aber er meldete ihm zugleich für einen der nächsten Tage seinen Besuch an.

Er wußte wohl, daß damit die Entscheidung geschehen, der Würfel für ihn gefallen sei.

Als er den Brief beendet, hielt es ihn nicht lange mehr in der engen Stube. Gewaltsam trieb es ihn hinaus ins Freie.

Er ging in die Vorstadt, vorbei an all den Häusern, in die er so oft getreten, in denen er Freude mitgemacht und Leid, in denen er gewirkt, gemahnt, getröstet — wie anders ihn heute ihr Anblick anmutete! Welche Empfindungen in ihm wach wurden, wenn er fast überall auf wohlbekannte Gesichter traf, die ihn freudig grüßten.

Nur selten sprach er jemand an — wie ein Verräter kam er sich vor — welch ein Recht hatte er, diese Menschen zu verlassen, denen er nach schwerem Kampf den Frieden gebracht und die Ruhe, die ihn liebten und an ihm hingen, die sein eigen geworden waren in der kurzen Zeit, die er unter ihnen gewirkt?!

Hier sah er eine junge Frau, die er getraut, dort kleine Kinder, die er getauft. Bald grüßte ihn ehrfurchtsvoll ein junges Mädchen, dem er bei der Einsegnung die Hand auf das junge Haupt gelegt — bald stieß er auf einen vereinsamten Menschen, dem er in der Stunde des heißesten Schmerzes tröstend zur Seite gestanden, dem er der einzige Freund geworden war — bald traf ihn der dankbare Blick eines jungen Menschenkindes, das er in schwerem Kampfe losgerungen hatte vom Abgrund der Lust und der Sünde — bald sah er ein anderes, das seiner gerade jetzt bedurfte — mit welchem Rechte durfte er diese Bande lösen, sich lossagen von so heiligen Pflichten?

Immer stürmender wurden die Bewegungen seines Innern, immer unruhiger pochte sein Herz, er fing an, den Menschen aus dem Wege zu gehen, er meinte, ein jeder müsse es ihm vom Gesichte lesen, wie es in seinem Innern beschaffen sei. Die engen Häuserreihen drohten ihn zu erdrücken, er mußte fort von ihnen, irgendwo mußte er Zuflucht suchen und Rettung vor den Anklagen seiner Seele.

Er hatte die Vorstadt verlassen und war hinausgetreten vor das Thor der Stadt, er wußte den Weg, den er gehen mußte — er stand auf dem Friedhofe am Grabe Elsens, stand dort lange Zeit in tiefe Andacht versunken.

Über ihm und in ihm war es so friedvoll und still — nur in der Traueresche, die zu Häupten des Grabes ge-

pflanzt war, rauschte es leise, und von der Ferne her klang der gleichmäßige Ruf eines Kuckucks.

Und die Anklagen in seinem Herzen schwiegen, und wohlthuende Ruhe kehrte bei ihm ein.

Noch einmal kehrte er zurück zur Vorstadt, er trat in das Haus Körners, in dem er so oft geweilt, das untilgbar verbunden war mit seinem Wirken in dieser Gemeinde.

Marie war bereits von ihrem Krankenlager aufgestanden — sie war fast genesen und konnte in leichteren Verrichtungen des Hauses bereits der Mutter helfend und schaffend zur Seite stehen.

Ihr sagte er, was er noch niemand gestanden. Sie war sehr schmerzlich berührt in dem Gedanken, ihn verlieren zu müssen, der ihre Stütze gewesen und ihr Trost in dem schwersten Leiden ihres Lebens, und doch aus ihren Augen sprach in all dem Schmerz der Trennung ein Etwas, das ihm sagte, wie sehr sie diese Anerkennung seiner treuen Arbeit ihm gönne.

Er hatte das Körnersche Haus verlassen.

Nun blieb ihm noch der eine Gang, der letzte und der schwerste.

Freilich, sie würde es leichter tragen als er — was war er ihr auch je gewesen, was konnte er ihr sein?

Der Diener wies ihn in den Garten.

Unter derselben Linde saß Margarete wie damals in jener Sommernacht vor einem Jahre.

Sie schien ihn erwartet zu haben. Er kam oft um diese Tagesstunde. Er setzte sich auch heute zu ihr wie sonst, er besprach mit ihr alles, was nötig war — aber nicht so ruhig und sicher, wie sie es von ihm gewohnt war. Seine Gedanken schienen nicht bei der Sache — er fühlte es wohl, wie sie ihn einige Male erstaunt und fragend ansah.

Endlich erhob er sich.

„Es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir so mit einander gesprochen haben."

Er hatte sich vergeblich bemüht, die tiefe Bewegung zu beherrschen, die bei diesen Worten seine Stimme durchbebte.

„Das letzte Mal? — Herr Pastor, — Sie scherzen."

Er sah den bestürzten Blick nicht, der auf ihm ruhte, sah nicht die namenlose Angst, die aus den großen, dunklen Augen zu ihm sprach — er hörte nur den ruhigen, fast kühlen Klang der Stimme, und der that ihm weh.

„Guten Tag für heute, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit kurzer Höflichkeit und wollte sich von ihr verabschieden.

Aber sie ließ die Hand nicht sogleich, die er ihr reichte.

„Nein, nein, Herr Pastor — erst stehen Sie mir

Rede — was wollten Sie mit Ihren rätselhaften Worten sagen?"

Sie fragte so ernst, so eindringend — er mußte ihr Antwort geben.

„Ich habe heute morgen einen Brief vom Generalsuperintendenten empfangen, man will mich in die Hauptstadt berufen."

„Und Sie?"

„Wie die Sachen liegen, kann ich nicht anders als annehmen."

„Und dann gehen Sie fort — von hier — von uns allen?"

„Ich muß," antwortete er mit fester Stimme.

Margarete erwiderte kein Wort. Aber ihr Antlitz war so bleich, wie er es nie gesehen, und aus den Lippen, die sich fest auf einander preßten, schien der letzte Blutstropfen gewichen.

„Freilich, Sie müssen — es ist eine große Auszeichnung für Sie — ich gratuliere Ihnen."

Sie hatte es endlich gesagt mit einer Selbstbeherrschung, einer Ruhe, wie sie in solchem Augenblicke nur starken Naturen möglich ist. Aber die dunklen Augen hatte sie nicht in der Gewalt, wie ihre Sprache, die irrten zu ihm herüber so fragend, so hoffnungslos, als stünden sie vor dem Unbegreiflichen.

„Ich gehe nicht gerne — es wird mir schwer — mir

ist, als wäre ich festgewurzelt in diesem Boden mit meinem ganzen Leben, mit meinem Herzensblut verbunden mit dieser Gemeinde, als dürfte ich gar nicht gehen. Ja, schwer von allen — aber am schwersten — ich wollte es Ihnen nie sagen, aber ich muß, ich kann es in diesem Augenblick nicht zurückdrängen — am schwersten von Ihnen, Fräulein Margarete."

Er zwang seine Worte zur Ruhe und Besonnenheit, aber durch all die Gewalt, die er ihnen anthat, bebte die lang verhaltene, nie ausgesprochene Empfindung mit heißer, elementarer Kraft, und er vermochte ihr nicht zu gebieten.

Jetzt hielt er einen Augenblick inne, wie um sich zu sammeln.

Margarete aber hatte das erglühende Antlitz von ihm abgewandt. Die bebende Hand legte sich an den alten Stamm der Linde, das Haupt war tief zur Erde geneigt.

„Als ich Sie das erste Mal sah," fuhr Werder fort, und seine Sprache war jetzt leiser und gefaßter als zuvor, „ich weiß nicht, ob Sie sich dessen noch erinnern, da fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen wie nie zu einem anderen Menschen. Und doch traten Sie mir so fremd und feindlich gegenüber, und doch sagte mir eine warnende Stimme, daß wir verschieden waren von Grund unserer Seele aus, verschieden in unseren Lebensanschauungen, wie zwei Menschen es nur sein können — doch wußte ich, daß wir beide uns nie verstehen könnten.

Da habe ich den thörichten Wahn bekämpft mit aller Gewalt. Aber als es nicht ging, als er stärker war, als mein Wollen, da — habe ich Sie gesucht, Fräulein Margarete — Sie können nicht ahnen, wie ich Sie gesucht habe, mit jeder Fiber meines Herzens —"

Wieder hielt er inne, aber Margarete schwieg wie zuvor —

„Und bei all dem Suchen," fuhr er dann fort, „kamen Sie nur weiter und immer weiter von mir. Und doch habe ich die Hoffnung nie aufgegeben — unter der harten Schale sah ich den goldenen Kern, Sie mochten ihn verbergen wie Sie wollten.

Ihre Worte, so unerbittlich und so kalt Sie auch gerade mir gegenüber sie wählten, verhüllten mir Ihr Herz doch nie, das besser war und viel edler, als Sie es mir je zeigen wollten.

Freilich — trotz alledem hätte ich Sie nie gefunden, wären Sie nur um so weiter von mir geirrt, wenn nicht ein viel Höherer als ich Sie zu sich selbst zurückgerufen, wenn er hinein in Ihr Leben nicht jene schwere Schickung gesandt — ja ich muß in dieser Stunde traurige Gedanken wachrufen —, die das Wunder bewirkte, das kein Mensch thun konnte, das Wunder, das Sie nicht sich verändern aber sich selber finden lehrte. Es war eine schmerzliche Operation, aber sie brachte Heilung und Licht wie nie eine andere. Nicht wahr? Sie wissen das alles besser als ich?!"

Noch immer antwortete Margarete nicht — noch immer stand sie unbewegt an den Stamm der Linde gelehnt.

„Aber — das wissen Sie nicht, wie mein Herz aufgejubelt hat, als ich damals in dem stillen Hause bei Körners die seligste Entdeckung meines Lebens machte, als die Kranke mir zagend gestand, welch ein Engel ihre Schmerzen linderte. — Und dann in jener unvergeßlichen Stunde hier unter derselben Linde nach all dem Suchen und Sehnen — da habe ich Sie endlich, endlich gefunden.

Und nun soll ich Sie lassen — jetzt von Ihnen gehen, wo mir oft — nennen Sie es nicht Vermessenheit —, wo mir oft zu Mute ist, als gehörten Sie zu mir und ich zu Ihnen, unzertrennlich für alle Zeiten, fühlen Sie denn nicht, wie schmerzlich das für mich sein muß, wie unüberwindlich?" —

Er sprach nicht weiter, er war nahe an sie herangetreten, er nahm die Hand, die schlaff von ihrem Körper herabhing, in die seine, er blickte zu ihr herüber mit suchendem, sehnendem Blick. Da wandte sie langsam und zagend das Antlitz, und aus den dunklen, in Thränen schimmernden Augen traf ihn ein scheuer, schneller Blick. Es war nur ein einziger, aber er machte seine Seele jauchzen in einem Glück, wie er es nie empfunden.

Er ließ ihre Hand nicht mehr, er trat noch näher, er neigte sein Haupt tief herab zu dem ihren.

„Margarete — wenn ich in dieser Scheidestunde zu Dir sagte: Laß hinter Dir alles, was Dich einst hier gefesselt, Dein Leben voller Glück und Glanz, Deine Freunde, Deine Bekannten, ja — so schwer es Dir auch werden mag — Deinen Vater selbst, und folge mir.

Ich kann Dir wenig bieten — nichts als ein Leben voller Arbeit und Kampf und Entsagung. Aber doch ein Leben voller unwandelbarer Liebe und Treue, die jeder Kampf und jedes Leid nur fester machen soll und unzerreißbar — wenn ich das in dieser Stunde zu Dir sagte — was würdest Du mir antworten?“

„Daß ich Dir folgen will, wohin Du willst — wenn ich nur Dein sein kann für immer!“

„Ja, mein für immer!“ jubelte er aus tiefster Seele auf und drückte sie in überströmendem Glück an sein pochendes Herz.

Und sie ließ es geschehen, und sie duldete seinen Kuß und lag an seiner Brust weinend und jauchzend zugleich und blickte zu ihm empor in einem so seligen Vertrauen, als gäbe es auf der ganzen großen Welt keinen Platz, an dem sie so sicher und geborgen ruhen konnte, als an diesem hier. — — — —

„Und nun mit Dir hinein ins neue Leben,“ sagte Werder nach einer langen Pause glückseligen Schweigens, in der sie sich fest umschlungen hielten. „Sieh, Liebste, so lange hast Du, Dir selber kaum bewußt, nach dem

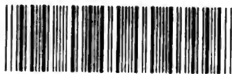
Glücke gesucht und nach der Krone weiblichen Lebens. Nun sollst Du es finden, da, wo das Weib allein ihre höchste Bethätigung findet und ihre einzige Aufgabe: in der Liebe, die sie empfängt, um sie selbstlos zu üben im engen und im weiten Kreise gegen alle, die ihrer bedürfen."

Wieder antwortete Margarete nichts, aber sie schlang die Arme um seinen Hals und barg von neuem das glückstrahlende Antlitz an seiner Brust.

Wie damals sang leise in den dichten Ästen der Linde ein Vogel, wie damals knisterte und rauschte es durch ihr dichtes Laub, wie damals klang es durch den stillen Garten wie ein Grüßen und Klingen und Locken, nur jauchzender und beseligender und verheißender, als in jener dämmernden Abendstunde.

Die Sonne, die einen Augenblick hinter eine dichte Wolke sich gehüllt, trat gerade jetzt in ihrem vollen leuchtenden Glanz hervor und erfüllte mit ihrem siegenden Lichte die unermeßliche Weite.

— Ende. —


89061818167
b89061818167a

